



Schweyz

Y

Nº 20

BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2013 IN GOLD
ADC WETTBEWERB 2014 IN SILBER
BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2014 IN SILBER
FOX AWARDS 2014 IN SILBER
FOX VISUALS 2014 IN GOLD
BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2015 IN SILBER
FOX AWARDS 2015 IN GOLD
FOX VISUALS 2015 IN GOLD
RED DOT AWARD 2015
GERMAN DESIGN AWARD 2016 SPECIAL MENTION
ECON AWARD 2016 IN GOLD



Y MAG

Schweyz

Nº 20



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

20 Ausgaben gibt es uns jetzt. Und bei jeder Ausgabe durften wir auf's Neue staunend feststellen, welche Vielfalt durch diesen Kanton weht. Jetzt, nach einiger Zeit der Berichterstattung, wissen wir auch, woran das liegt: Erstens lebt der Schwyzer nach der alten Fischer-Weisheit »Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom«. Und zweitens zieht der Schwyzer sein Ding durch. Egal, was es ist. Und dabei kommt Erstaunliches zusammen.



Andreas Lukoschik

Wer hätte zum Beispiel gedacht, dass von Mercedes bis Nestlé viele der »Grossen« ihre Maschinen bei Chris Rennhards »LCA Automation AG« im beschaulichen Küssnacht entwickeln lassen?

Oder dass der junge Roman Braschler aus Einsiedeln das erste Elektromotorrad der Schweiz erfindet. Und zwar erfolgreich!

Oder dass Christian Bruhin bei der »Genbank DSP Delley« eine ausgestorbene Mais-sorte ausgegraben hat, in mühevoller Kleinarbeit rekultivierte und inzwischen mit einem guten Dutzend Bauern zu bemerkenswerten Ernten ausbaut. Immerhin braut die Einsiedler Brauerei Rosengarten seit Jahren damit ihre Biersorte »Maisgold« (»Prost!«).

Weitere Überraschungen gefällig?

Würden Sie einen langjährigen China-Kenner im Kanton Schwyz verorten? Es gibt ihn aber: Johann Späni heisst er und lebt in Schindellegi.

Oder erwartet man einen Erzbischof in Arth?

Und wem ist klar, dass es im Talkessel Schwyz eine Dichte an archäologisch spannenden Häusern gibt, die man in ganz Europa erstmal finden muss? Bauarchäologin Ulrike Gollnick kann diese steile These belegen.

Überhaupt die Frauen im Kanton! Die haben es faustdick hinter den Ohren.

Krimiautorin Silvia Götschi ist ein knappes Jahr lang durch den Kanton gereist und hat »111 Orte« gefunden, »die man gesehen haben muss«.

Die Theaterautorin und SRF-Kolumnistin Martina Clavadetscher ist für ihr »zweites Buch« mit dem gleichnamigen Preis ausgezeichnet worden, noch bevor es erschienen ist. Das tut es nämlich jetzt gerade.

Und unsere Sprachforscherin Elvira Jäger klärt uns auf, was das Kantonesische »Plagööri« bedeutet.

Zum Schluss gibt's auch noch was zum Feiern. Einen Geburtstag, den man nicht an einem Tag feiern kann, sondern ein ganzes Jahr zelebrieren muss. Und das tun die Wollerauer auch – mit »800 Jahre Wollerau«.

Wir wünschen weiterhin
»Angenehme Lektüre!« 🍷

INHALT

KÜSSNACHT

10 Von Kartoffelschälern und Mercedes-Lenksäulen

Christoph Rennards Entwicklungshilfe

14 111 Orte, die man im Kanton Schwyz gesehen haben muss

Sehenswertes von Krimiautorin Silvia Götschi

SCHWYZ

22 Seid wachsam!

Bemerkenswertes vom Arther Erzbischof

28 Bau-Archäologisches

Ulrike Gollnick macht stolz auf Schwyzer Bau-Geschichte

34 Das zweite Buch

Martina Clavadetscher singt »Knochenlieder«

HÖFE

40 800 Jahre Wollerau

Gemeindepräsident Ueli Metzger erzählt

44 Geh wohin Dein Herz Dich trägt

Konfuzianisches von Johann Späni zu China

MARCH

50 Kantonesisches »Plagööri«

Was es wirklich bedeutet von Elvira Jäger

52 Früchte des Corns

Christian Bruhin und der Linth-Mais

58 Der Altendörfler an sich

von Albert Steinegger

GERSAU

64 Die Gersauer Alp

Albert Müller zu Gersaus überseeischer Provinz

EINSIEDELN

68 Der Pionier

Roman Braschler baut das erste Elektro-Motorrad der Schweiz



WER MEHR

ÜBER DEN KANTON
ERFAHREN MÖCHTE,
BEKOMMT ES HIER:

Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz



IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher Amt für Wirtschaft, Kanton Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, Brunner Bekker

ART DIRECTION: Florian Fischer, Helmut Morrison GmbH

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Christoph Rennard, Silvia Götschl, Erzbischof Mor Dionysius Isa Gürbüz, Ulrike Gollnick, Martina Clavadetscher, Ueli Metzger, Johann Späni, Dr. Elvira Jäger, Christian Bruhin, Albert Steinegger, Albert Müller, Roman Braschler, James Kälin, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi sowie Gaby Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seißler

FOTOS: Stefan Zürrer

ILLUSTRATIONEN: Christian Schneider (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5 München GmbH

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen





Küssnacht

*Blick über den Zugersee
auf Rigi und Immensee
vom Azopf aus
FOTO: Stefan Zürrer*



VON KARTOFFEL- SCHÄLERN MERCEDES-& LENKSÄULEN

10

Küssnacht

13

FÜR BEIDES WERDEN IN
KÜSSNACHT DIE MASCHINEN
ENTWICKELT – UNTER DER
LEITUNG VON CHRISTOPH
RENNHARD

von Andreas Lukoschik

Für die »grossen Jungs« aus der Schwerindustrie wie Mercedes Benz oder Boeing gibt es einen eigenen Namen: »OEM«. Das heisst ausgesprochen »Original Equipment Manufacturer«. Auf deutsch »Erstausrüster«.

Solche Erstausrüster produzieren Produkte, die später ihren Markennamen tragen. Doch weil auch Mercedes-Benz-Qualität drin sein muss, wo »Mercedes Benz« draufsteht, unterliegen diese OEMs bestimmten gesetzlichen Bestimmungen, was die Produkthaftung angeht oder die Ersatzteilbevorratung. Das ist zwar kundenfreundlich und sinnvoll,

nimmt den Unternehmen aber oftmals den Raum, sich um die Entwicklung einer optimalen Produktion zu kümmern.

Derart geplagte »grosse Jungs« greifen deshalb gerne zum Telefon und rufen ... im schönen Küssnacht an. Dort gibt es eine Firma namens LCA Automation AG, die für solche OEM-Riesen wie Mercedes oder auch Nestlé die Entwicklung von Produktions-Maschinen übernimmt, um die gewünschten Teile in optimaler Qualität herzustellen. Denn genau das kann die Küssnachter Aktiengesellschaft, deren unscheinbarer Firmenname »LCA« sich zusammensetzt aus »L« - für »lean«, also für eine schlanke Organisationsstruktur. Das »C« steht für »customized«, was soviel wie »kundenspezifisch« bedeutet. Und das »A« ist die Abkürzung für »Automation« – also für Maschinen, die mit neuesten Techniken die Produktion »automatisch« steuern und ausführen.

»Das ist nicht so kompliziert, wie es klingen mag«, sagt der Geschäftsführer und Inhaber dieser



service-orientierten Technologie-Schmiede, Dr. Christoph Rennhard. »Etwas anschaulicher formuliert: jedermann kennt *den* klassischen Kartoffelschäler, ein Schweizer Designklassiker. Dieses u-förmig gebogene Stahl- oder Aluminiumband mit der flexiblen Schneidefläche, die an die Kartoffelschale angesetzt wird, um Kartoffeln superleicht zu schälen. Dieses Schweizer Universalküchengerät wird von einer einzigen Maschine gefertigt, die wir entwickelt haben. Dabei sind die einzelnen Produktionsschritte auf einer sogenannten Rundtaktanlage im Kreis angeordnet.

Im Schritt eins wird ein Stahlband samt Klinge von Hand im Takt der Maschine eingelegt, die sich dann zum Schritt zwei dreht, in dem das Stahlband in seine komplette u-förmige Endform gebogen wird. Im Schritt drei wird der Distanzhalter zwischen die Enden des U-Bogens geschoben, im Schritt vier wird er fest vernietet und im Schritt fünf wirft die Maschine den Schäler fertig über eine Rutsche aus, nachdem die Symmetrie per Kamera kontrolliert worden ist.«

Um solche Maschinen entwickeln zu können, bekommt LCA möglichst detaillierte Vorgaben, wie sich der OEM das Endprodukt vorstellt. Bei einem Kartoffelschäler ist das auch für Laien verständlich und übersichtlich. Doch bei Lenksäulen für die S-Klasse von Mercedes Benz wird es schon komplexer. Dementsprechend ausführlich sind die Material- und Sicherheitsvorgaben, die Chris Rennhard und seine gut 110 Mitarbeiter bei der Entwicklung berücksichtigen müssen. Bei sicherheitsrelevanten Fahrzeugteilen gibt es zum Beispiel Schrauben, die mit einem festgelegten Drehmoment in einer präzisen Position festgeschraubt werden müssen. Wichtig dabei ist, dass diese Prozessdaten von der Maschine protokolliert werden, um Verarbeitungsfehler ausschliessen zu können. Für die Entwicklung derart komplexer Maschinen ist LCA bekannt.



»Gute Arbeit abzuliefern«, sagt Rennhard, »ist nicht nur eine Frage des Arbeitsethos, sondern auch der Anlass für weitere Aufträge. Wenn ein Kunde sieht, dass unsere Maschinen exakt das produzieren können, was er will, dann ist der Kunde beim nächsten Projekt eher bereit, uns mit der Entwicklung zu beauftragen.«

So wundert es nicht, dass die Auftragsbücher von LCA voll sind und das Unternehmen kontinuierlich wächst. Denn Rennhard und sein Team schaffen es immer wieder, sich in neue Fragestellungen einzuarbeiten, dafür Produktionsabläufe zu erfinden und massgeschneiderte Lösungsabläufe in Stahl und Software umzusetzen.

Woher kommt dieses Geschick im kleinen Küsnacht, wenn selbst die Grossen vor solchen Aufgaben Respekt haben?

»Das hat etwas mit der Freude an technischen Aufgaben zu tun. Im Kanton Schwyz hat dieses Handwerk starke Wurzeln. Nehmen sie unser Gebiet `Fänn´. Hier liegen viele mechanische und handwerkliche Betriebe bei einander. Daraus ergeben sich nicht nur viele Arbeitsplätze, sondern auch eine Basis an Fachkräften, durch deren gezielten Einsatz wir erfolgreich sind. Diese Mitarbeiter nehmen ihre Erfahrungen mit in ihre Familien, wo sich bei ihren Kindern schon früh die Freude an technischen Berufen entwickeln kann.

Im Kanton Schwyz ist überdies die Ausbildungsmischung aus Berufslehre und Gymnasium noch sehr gesund. Früher konnte man eine akademische Ausbildung nur über die Matura erreichen. Heute ist das System so durchlässig, dass man auch über eine Lehre diese Stufe erreichen kann. Vorausgesetzt, es sind gute Handwerksbetriebe am Ort. Das ist im Kanton Schwyz der Fall: von Victorinox über Garaventa bis zu uns.«

LCA*live*

Aus der Freude, technische Lösungen zu finden, entspringt auch eine LCA-eigene Entwicklung, die auf genial naheliegende Weise zur Problemlösung im Bereich der Wartung eingesetzt wird. Denn LCA bietet nicht nur die Konstruktion und Herstellung massgeschneiderter Maschinen an, sondern installiert sie auch und – ganz wichtig – sorgt für den weltweiten Service. 85 Prozent der Maschinen wird in ferne Märkte geliefert.

Weiss der Service-Mitarbeiter vor Ort nicht mehr weiter, setzt er den »LCA*live*-Helm« auf und schaltet durch Knopfdruck eine Kamera ein, die auf Augenhöhe am Helm installiert ist. Deren Bilder werden über WLAN oder via Handy-Netz live an die Zentrale übermittelt, wo ein Kollege sitzt – oder ein ganzes Team – und auf dem Computerbildschirm das Geschehen vor Ort kommentieren kann. Der Experte in der Zentrale und der Techniker vor Ort sehen also dasselbe und sind via Handy miteinander verbunden. Das Geniale daran ist nicht nur die

Kommunikation via Natel. Nein, der Mitarbeiter vor Ort hat beide Hände frei und kann so die Wartungsarbeit ungehindert fortsetzen – mit einem »kleinen Mann im Ohr«, der ihm die Lösungsvorschläge aus der Zentrale zuflüstert.

Die nationale Initiative »Industrie 2025«, die sich die Stärkung des Werkplatzes Schweiz auf die Fahnen geschrieben hat, hat diesen »LCA*live*-Helm« für die Anwendungsliste von Swissmen/Elektrosuisse aufgenommen. Das ist eine Auszeichnung der LCA-Arbeit von besonderer Qualität.

Gibt es trotz aller Erfolge einen Wunsch, den eine Fee Christoph Rennhard für sein Unternehmen erfüllen könnte?

Da lacht er und sagt: »Dazu braucht es gar keine Fee mit einem Zauberstab – auch wenn es zwei Dinge wären, die ich mir wünschen würde: zum einen eine Art Kantine im Fänn, wo unsere Mitarbeiter und all die anderen Arbeitenden aus den umliegenden Unternehmen mittags etwas Ordentliches zu essen bekommen. Und das andere wäre eine gute Idee für ein technisches Produkt, das für einen ernstzunehmenden Markt konstruiert ist UND für das wir nicht nur die Maschinen entwickeln, sondern das wir kontinuierlich selbst produzieren könnten. Das würde für eine gute Basisauslastung sorgen und die Volatilität der Spezialaufträge abfedern.«

Allerdings sollte das kein me too-Produkt sein, weil die LCA ihre Kompetenz in Entwicklung, Herstellung und Installation am besten für anspruchsvolle Aufgaben einsetzen will. Vielleicht haben Sie, liebe Leserin und lieber Leser, eine spontane, gute Idee! Wir leiten Sie gerne weiter 😊 🇨🇭

 MEHR ZUR ARBEIT
VON LCA FINDEN SIE HIER:

www.lca.ch



111 ORTE IM KANTON SCHWYZ, DIE MAN GESEHEN HABEN MUSS

14
|
küssnacht
|
19

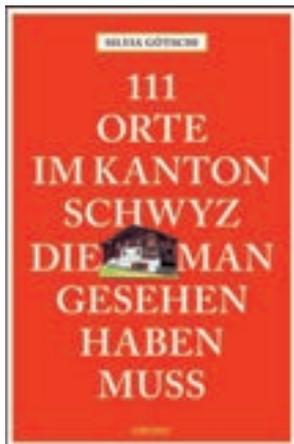
SO LAUTET DER TITEL DES NEUESTEN BUCHES
VON KRIMIAUTORIN SILVIA GÖTSCHI

von Andreas Lukoschik

Schon bei der ersten Sehenswürdigkeit staunt der Schwyzer und der Fremde wundert sich. Da findet sich nämlich in Alpthal das skurril-schöne »Alpschloss zum Pfauen«, das aussieht wie ein Landhaus aus dem Südwesten Englands. Aussen wie innen. In diese Stilrichtung haben es seine Eigentümer weitgehend im Frondienst renoviert, weil die Herrin des Hauses diese Stilrichtung sehr schätzt. Ebenso wie das, was im Festraum des Hauses hängt: zwei respektable Lüster, die – Achtung! – früher einmal Coco Chanel gehört haben.

Noch wunderlicher geht es bei der Sehenswürdigkeit Nr. 85 zu. Da ist die »Alp Halsegg« beschrieben, die sich von Sattel-Halsegg nur unter Einsatz von Material und Leben erfahren lässt und deshalb besser von Unterägeri aus angefahren wird. Auf dieser Alp befinden sich – man höre und staune – zwei Artilleriewerke, die im Jahre 1986 erbaut worden sind und damals ein militärischer Geheimort in einem absoluten No-Show-Gebiet war.

Die dort oben positionierten Geschütze waren in Richtung Nordosten gerichtet. Nicht wegen der bösen Gesellen aus dem Grossen Kanton, sondern wegen der viel böseren »Russen«, deren unerwartetes Erscheinen aus dem kalten Osten befürchtet wurde. Diese Befürchtung war nicht ganz unrealistisch, weil in der Zeit des Baus die russischen Präsidenten dank rasanten Ablebens in schneller Folge wechselten. Ein Jahr zuvor war zwar ein gewisser Michail Gorbatschow Generalsekretär des Zentralkomitees



Diese Subjektivität der Bestsellerautorin, die übrigens 18 Jahre in Küsnacht gelebt hat, macht die Spannung des Buches aus. Überdies lernen Leserinnen und Leser bei der Lektüre ein weiteres Talent der Silvia Götschi kennen: die Fotografie. Die Frau wollte nämlich ursprünglich Fotografin werden, hat diese Leidenschaft allerdings später zu ihrem Hobby gemacht und für dieses Buch ausgepackt, indem sie die meisten Orte und Geschichten selbst bebildert hat.

Natürlich sind auch Klassiker wie die Italo Hofstatt in Schwyz, die Tüfelsbrugg bei Egg mit Paracelsus' Geburtshaus oder das Beinhaus in Steinen unter den 111 Orten. Aber auch kleine Orte erscheinen, die sonst leicht übersehen werden: So der mobile Stand am Wegesrand zwischen Steinerberg und Ecce Homo, wo Götschi Erdbeeren in Tomatengrösse fand. Oder der "Kindercircus Piccolo" hinterm Schulhaus in Schwyz, wo kleine Schwyzer Zirzensisches und die Auftritte als Clowns erlernen. Oder das Brockenhaus am Seesdamm, dessen Schätze Silvia Götschi besonders begeistert haben. Oder der Klosterhof in Brunnen, wo im Stroh geschlafen werden kann.

Vom "Alpschloss" in Alpthal bis zum "Gripspfad" in Wollerau reicht ihre Auswahl an sehenswerten Orten im Kanton Schwyz, die Appetit auf einen Ausflug am Wochenende macht.

aller Russen geworden, doch den wusste 1985 noch niemand richtig einzuschätzen. Und dass das Sterbeglöcklein der Sowjetunion bereits zaghaft erste Töne von sich gab, war damals gänzlich unvorstellbar.

Also erbaute die wehrhafte Schweiz dort oben eine ernst zu nehmende Geschützstellung. Als sie nicht mehr gebraucht wurde, erstand die Allmeind Korporation sie im Jahr 2000. Deshalb kann man den einen Teil heute als Partyraum mieten, während der andere Teil als Museum dem General und Landvermesser Henri Dufour gewidmet ist. Auf jeden Fall wurde die Festung klugerweise nicht geschleift, denn möglicherweise könnte sie in naher Zukunft wieder gebraucht werden.

Solche Details erfahren Leserinnen und Leser aus Götschis Buch, weil sich die Autorin dafür nicht nur auf eine sehr persönliche Ortssuche begeben hat, sondern an Ort und Stelle aufwändig recherchierte.

»Genau das hat mich gereizt an dieser Aufgabe«, sagt sie bei unserem Gespräch. »Solche Orte zu finden und sie so zu beschreiben, wie ich sie erlebt habe.«

»Ich habe die Arbeit sehr genossen«, sagt sie, »obwohl es ein ganz anderes Arbeiten war, als einen Kriminalroman zu schreiben. Bei den '111 Orten' musste ich die exakten Daten unter den 111 Orten sehr genau beschreiben – wie zum Beispiel die genaue Anfahrt – abgehend von der nächsten Hauptstrasse – und solche Sachdetails. Bei meinen Krimis kann ich meiner Fantasie freieren Lauf lassen.«

Wie arbeitet sie dann bei ihren Krimis? Lässt Sie es einfach laufen?

»Das kommt drauf an. Meine Figuren habe ich absolut präzise im Kopf – wo sie leben, wie sie denken, was sie tun. Deswegen habe ich schon zu Beginn des Buches eine recht klare Vorstellung davon, wer der Mörder ist. Aber manchmal überraschen sie mich auch. Dann stellt sich im Lauf der Geschichte heraus, dass derjenige, den ich als Mörder auserkoren hatte, nicht mehr der Mörder sein kann, sondern dass eine ganz andere Figur sich im Laufe der Handlung zum einzigen möglichen Mörder entwickelt hat.«

Also keine präzise Planung der Dramaturgie?

»Das ist für mich tatsächlich ein besonderer Reiz am Schreiben: Dass es nicht nur für den Leser spannend ist, wie sich die Geschichte entwickelt, sondern auch für mich, die Autorin. Die Figuren führen mich mit ihrer inneren Logik sozusagen durch die Handlung.«

Nun geht es bei ihren Krimis oft recht blutig zu. Liebt sie das oder schreibt sie so, weil der Markt es will?

»Was der Markt will, weiss ich eigentlich gar nicht so genau. Nein, ich schreibe, wie ich es empfinde. In `Engelfinger´, das in Luzern spielt, habe ich mal etwas richtig Blutrünstiges schreiben wollen. Heute gefällt es mir nicht mehr richtig. Damals musste wohl eine dunkle Seite aus mir raus. Aber solange sich das Dunkle auf diese Weise Bahn bricht und nicht anders, geht´s ja noch.« Hier lacht sie charmant.

»Generell möchte ich aber zu aktuellen Entwicklungen Stellung beziehen. In `Klausjäger´ habe ich mich auf eine reale Geschichte bezogen, in der es um eine Frau in Küsnacht geht, der man ihre Kinder

wegnehmen wollte. Die Brutalität der Bürokratie hat mich sehr bewegt. Und ich hoffe, derjenige Richter, der darin als der Herzlose gemeint ist, hat das Buch gelesen – oder ist zumindest darauf aufmerksam gemacht worden, dass er so nicht urteilen kann.«

Es schwingt also noch eine zweite Ebene in ihren Krimis mit?

»Schon. Im nächsten Krimi mit dem Titel `Muotathal´ – der übrigens die Fortsetzung von `Herren-gasse´ und `Klausjäger´ ist – reizt es mich zu zeigen, wie ein Mensch zum Mörder wird. Mehr verrate ich nicht.«

Fliesst darin auch etwas aus der Recherche für die »111 Orte« ein?

»Ja! Aber was, das verrate ich auch noch nicht.«

Bleibt uns vorerst nur, in ihren 111 Orten zu stöbern und abzuwarten, dass ihr 18. Werk das Licht des »Muotathals« erblickt. 🍷

 MEHR ZU SILVIA
GÖTSCHIS KRIMINALISTISCHEN UMTRIEBEN
FINDEN SIE UNTER:

www.silvia-goetschi.com



Auszug
aus den
»111 Orten«



ARTH

5

DIE KIRSCHBLÜTE
Pures Vergnügen auf
dem Frühlingsspaziergang

»Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Über- fluss der Welt!«

Was Gottfried Keller einst überwältigten Blickes von der Rigi aus beschrieb, trifft auf den gegenüberliegenden Ort genauso zu. Dort kann man sich an Blüten nicht genug satt sehen. Anfang April erwachen sie aus dem Winterschlaf, spriessen und entfalten sich an milden Tagen und erfreuen rund zwei Wochen das Auge des Betrachters. Nicht nur im Frühling ein Hochgenuss ist die Wanderung über die Rüfibergstrasse zur Unterführung der Bahnlinie Zürich–Arth-Goldau. Die Sonnenbergstrasse führt mit phantastischer Aussicht auf den Zugersee und die schroff abfallende Rigi-Nordlehne an idyllisch gelegenen Höfen vorbei.

Einer dieser Höfe ist der landwirtschaftliche Betrieb der Familie Kenel-Waldis. Man findet ihn am Südhang des Rossbergs auf 470 Meter über Meer und ungefähr einen Kilometer vom Dorfkern entfernt. Da der Betrieb in der voralpinen Hügellzone liegt, reifen die Früchte hier sehr früh. Von

der Betriebsgrösse von 13 Hektar entfallen elf auf Wiesen und Weiden mit 90 Hoch- und 15 Halb- und Niederstammbäumen, vorwiegend Brennkirschen. Namen wie Dolenseppler, Basler Langstieler, Webers Sämling oder Luxemburger tauchen hier auf. Diese werden an die Distillieren Dettling, Etter und Fassbind verkauft. Ein kleiner Teil wird selbst für den Direktverkauf gebrannt.

Obwohl man eine ganze Weile neben dem Bahntrasse wandert, sollte man sich von der Bahn nicht stören lassen. Beim Haus Nummer 11 erreicht man nach einer weiteren Unterführung die zweite von drei Weggabelungen, denn die Sonnenbergstrasse bildet die Verbindung zwischen den Bauernhöfen und den Ortsteilen.

Jede Jahreszeit wird hier an den Hängen von Arth als einzigartig erlebt. Lässt man sich im Frühling von den erst spriessenden, dann vergehenden Blüten verzaubern, entdeckt man im Sommer die Süsse der Frucht.

ADRESSE:

Sonnenbergstrasse 2, 6415 Arth,
Tel. 041/855 413 4

ANFAHRT:

A4, Ausfahrt 37 auf die
Luzernerstrasse Richtung Arth/Zug/
Walchwil, nach etwa zweieinhalb
Kilometern beim Kreisel links abbiegen
in die Zugerstrasse, nach der Bushal-
telle Chäppeli in die Rüfibergstrasse,
weiterfahren bis Sonnenbergstrasse

ÖFFNUNGSZEITEN:

Di – Do 9 – 18 Uhr

TIPP:

Neben dem Hofladen mit ausschliesslich
frischen Produkten finden Sie ein
Selbstbedienungshäuschen, das sieben
Tage offen steht.

A landscape photograph of a lake at dawn. The sky is a mix of soft blues and oranges, with the sun low on the horizon. In the background, dark mountains are silhouetted against the light sky. The water in the foreground is calm, reflecting the colors of the sky and the dark shapes of the mountains. The word "Schwyz" is written across the center of the image in a white, elegant cursive script.

Schwyz

*Morgenlicht über dem
Lauerzersee
FOTO: Stefan Zürrer*





ILLUSTRATION: Christian Schneider – Nach einem Foto von Annick Ramp, NZZ

» SEID WACHSAM! «



EINE BEGEGNUNG MIT DEM
ERZBISCHOF MOR DIONYSIUS ISA
GÜRBÜZ, DEM OBERHAUPT DER
SYRISCH-ORTHODOXEN KIRCHE
FÜR DIE SCHWEIZ UND ÖSTERREICH.

von *Andreas Lukoschik*

Wir sitzen im Grossen Saal des ehemaligen Kapuzinerklosters in Arth, das jetzt als Kloster der syrisch-orthodoxen Kirche den Namen des Heiligen Eugen – St. Avgin – trägt, bei einer Tasse Tee und unterhalten uns. Halt! Das stimmt nicht ganz. Denn der Erzbischof versteht zwar deutsch, drückt sich aber lieber in seiner Muttersprache aramäisch aus, wobei der Berichterstatter gestehen muss, dass sein Aramäisch grosse Lücken aufweist, um nicht zu sagen, nicht existent ist. Deswegen übernimmt eine Aramäerin aus der Kirchgemeinde die Aufgabe der Übersetzung, wofür ihr an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

Aramäisch – so lerne ich – ist die Sprache, in der auch Jesus sprach. Denn es handelte sich dabei um eine Handelssprache, die in Palästina zu Jesu Zeiten allorts verbreitet war. Auch

das Matthäus Evangelium sei auf aramäisch geschrieben, so der Erzbischof. Und so sitzen wir auf Schwyzer Territorium, parlieren auf aramäisch – und deutsch – und wissen: Es stimmt nicht, dass in Schwyz nur Mundart gesprochen wird.

Der Erzbischof

Gesehen hatte der Berichterstatter diesen Würdenträger der syrisch-orthodoxen Kirche zum ersten Mal im Mai 2014, als er die Schwyzer Delegation nach Rom zur Vereidigung der Schweizergardisten auf Einladung der Kantonsregierung begleitet hatte. Aufgrund seines Habits fiel er natürlich sogleich auf, weshalb ich ihn nunmehr fragen kann, was es damit auf sich habe.

Auf die Kopfbedeckung, die er trägt, sind 12 Kreuze gestickt. – »So viele wie Jesus Jünger hatte. Sie stehen über und hinter dem Träger dieses Gewandes, während der Blick nach vorne gerichtet ist. Er folgt dem Weg der 12 Jünger. Wir sollen also im Glauben Christi nach vorne schauen. Auf den Weg, der vor uns liegt.«

Und dieser Weg war in den ersten Schwyzer Jahren durchaus »steinig« zu nennen. Und zwar wörtlich. Denn als der Erzbischof das Klostergebäude in Arth von seinem Vorgänger übernahm, war seit Jahren nichts mehr daran gemacht worden, weshalb es dringend renovierungsbedürftig war.

»Dank der grosszügigen Unterstützung durch den Lotteriefonds des Kantons, die Denkmalpflege, die katholische Kirche Arth, das Patronatskomitee und einer breiten Unterstützung vieler Gläubiger konnten wir das Kloster zu einer Begegnungsstätte wieder aufbauen«, sagt der Erzbischof. »Dafür bin ich allen von Herzen dankbar. Denn unser Kloster ist kein abgeschlossener Raum, der der Versenkung dient, sondern eine Begegnungsstätte für alle Menschen. Hier ist ständig etwas los. Von den Schulanfängern in Arth, die es anschauen kommen, über Familien, die bei uns Taufen und andere christliche Feste feiern, bis zu Bibelstunden und Sprachunterricht in Aramäisch. Jeden Sonntag nach der Messe kommen die Gläubigen auf einen Kaffee oder Tee hierher.« Und dann sagt er mit einem Schmunzeln: »Die Schlüssel zur Kirche gehören nämlich nicht mir allein, sondern allen.«

Natürlich bestehen auch hier die üblichen Schwierigkeiten in der Erziehung der Kinder, die am liebsten den ganzen Tag mit dem Handy spielen würden. Aber: »Das ist eine Frage des Familienlebens«, so der Erzbischof. »Die Eltern müssen darauf achten, dass es zeitlich begrenzt ist. Damit auch noch Platz für andere Erfahrungen bleibt. Wenn die Eltern allerdings so tun, als ob schon alles verloren sei und ihre Kinder bei der Handynutzung nicht bremsen, dann spielen die natürlich den ganzen Tag – und erliegen dieser modernen Krankheit unsrer Zeit. Das ist ein Prozess, in dem wir Erwachsenen Stellung beziehen müssen.«

Und damit sind wir bei einem Thema, das dem Erzbischof sehr am

Herzen liegt: Stellung zu beziehen – im christlichen Sinn.

Wahrhaftig und wehrhaft

Erzbischof Mor Dionysius Isa wurde 1964 im südöstlichen Anatolien geboren und wurde 1985 Mönch. Vier Jahre später wurde er nach Damaskus geschickt und lehrte am theologischen Seminar, wurde dort 1996 vom Patriarchen von Damaskus zum Bischof geweiht und sodann nach Deutschland entsandt. Mitte 2006 lenkte der Patriarch dessen Schritte in die Schweiz, wo er seitdem für die Gläubigen der syrisch-orthodoxen Kirche in Österreich und der Schweiz zuständig ist.

Im Frühling 2016 erschien im »Tagesanzeiger« ein Artikel über ihn, der überschrieben war »Was im Nahen Osten passiert, wird auch in Europa passieren«. Darin bezieht er klare Position beim Umgang mit dem Islam.

Ich frage ihn, ob er im »Tagesanzeiger« richtig wiedergegeben worden sei.

»Ich stehe zu jedem Wort, das in diesem Artikel von mir zitiert ist.« Es sind sehr klare Worte, die dort stehen. Etwa: »Der Arabische Frühling ist nur ein Spiel, ein Intermezzo gewesen. Weil der Islam letztlich keine Demokratie akzeptiert, sondern die Scharia durchsetzen will.«

»Einige Moslems wollen keine Integration in eine christliche Welt«, fährt er fort. »Sie wollen Verdrängung – der Christen. Aus dieser Welt. Das mag für Sie merkwürdig klingen, aber ich schaue auf die 1300 Jahre Geschichte der Christen in Syrien und in der Türkei. Sie sind inzwischen so gut wie nicht mehr existent.«

Wir sprechen über sein Treffen mit Bundesrat Didier Burkhalter, bei welchem er um Hilfe für die christlichen Kriegsflüchtlinge aus Syrien gebeten hat. »Ja, ein solches Treffen hat stattgefunden. Die Schweiz unterstützt die Kriegesopfer in Syrien und im Irak vor Ort enorm, wofür ich sehr dankbar bin. Ich habe den Bundesrat gebeten, Christen aus Syrien in die Schweiz aufzunehmen, weil sie mit ihrem christlichen Hintergrund nach Jahrhunderten der Verfolgung sehr offen sind, sich hier zu integrieren. Zudem ist es für diese Christen wichtig, in eine christliche Region flüchten zu können, denn wenn sie in Nachbarländer gehen,

sind sie wieder dem Islam ausgesetzt. Bundesrat Burkhalter sagte zu mir, die Schweiz wolle und solle niemanden bevorzugen bzw. es wird allen gleich geholfen.«

Und dann fährt er in seiner ruhigen Art fort: »In 30 Jahren wird es in Europa eine muslimische Mehrheit geben. Die Hälfte der europäischen Frauen wird dann einen Hijab tragen. Was uns heute widerfährt, hat vor 1300 Jahren begonnen. Im 7. Jahrhundert hat der Genozid an den Christen angefangen, damals im Dunkeln, heute im Scheinwerferlicht der Medien. Die Agenda des Islam ist immer die gleiche geblieben, nämlich die Christen aus dem Mittleren Osten zu vertreiben. Als nächstes ist Europa dran.«

Nun kann man das als extreme Meinung abtun, doch sollte man dabei nicht vergessen, dass seine Meinung nicht nur das Ergebnis der geschichtlichen Betrachtung beider Religionen ist, sondern auch aus Erfahrungen resultiert, die er persönlich gemacht hat. Hinzu kommen ständige Berichte von Christen aus Syrien und der Türkei über das, was sie in ihrer Heimat erleben.

Und dass Saudi-Arabien, Kuwait und Katar radikale Islamisten bei ihrer Missionierung in Europa unterstützen, schreiben ZEIT und SÜD-DEUTSCHE ZEITUNG ganz offen, die beide nicht als islamophob gelten.

Was glaubt Erzbischof Mor Dionysius Isa, was der Grund für die unnachgiebige Haltung vieler Moslems sei?

»Sehen Sie, der Islam hat in seiner gesamten Entwicklung noch nicht die Phase der Aufklärung durchgemacht. Ein guter Moslem ist nicht der, der den Koran reflektiert, sondern der, der ihn auswendig kann. Das heisst doch nichts anderes, als dass er ihn nicht verstehen muss – sondern nur befolgen.

Und dann schauen sie sich die Rolle von Mann und Frau im Islam an: Der Mann ist dominant, die Frau eher untergeordnet.«

Es gäbe zwar an manchen europäischen Universitäten moslemische Exegetinnen, die sich alle Mühe gäben, eine gewisse Gleichberechtigungsabsicht in den Koran hineinzuinterpretieren, aber die Alltagspraxis sähe anders aus.

»Ich möchte wirklich nicht wiedergeben«, sagt er und blickt dabei zu Boden, »was im Koran über Frauen steht. Aber ich finde es menschenverachtend. Lesen Sie selber nach.«

»Sehen Sie, der Islam hat in seiner gesamten Entwicklung noch nicht die Phase der Aufklärung durchgemacht. Ein guter Moslem ist nicht der, der den Koran reflektiert, sondern der, der ihn auswendig kann. Das heisst doch nichts anderes als dass er ihn nicht verstehen muss – sondern nur befolgen.«

Eigentlich wäre es mehr als notwendig für uns alle, den Koran und die Hadithe zu lesen, um sich eine – eigene – Meinung zum Islam zu bilden.



Hier merkt man ihm an, dass ihm dieses Thema unangenehm ist und er darüber nicht reden möchte.

Was schlägt er vor zu tun?

»Zunächst einmal müssen europäische Politiker aufhören, wie das Kaninchen auf die Schlange zu starren und freiwillig ihre Positionen gegenüber dem Islam zu räumen. Tun sie das, ist das moslemischen Politikern wie Erdogan nur die Bestätigung, dass er diesen 'Ungläubigen' zu recht überlegen ist. Erinnern Sie sich, wie er Martin Schulz, den damaligen Präsidenten des Europäischen Parlamentes abgekanzelt hat? Das war kein Umgang unter Diplomaten. Da zeigte er sein wahres Gesicht.

Stattdessen sollten sich unsere gesellschaftlichen und politischen Führer zu unseren christlich-abendländischen Wurzeln bekennen – und zu ihrem Glauben. Geld und Wirtschaft sind nicht alles. Das, was die europäische Kultur hervorgebracht hat und sie ausmacht, sind die christlichen Werte!

Ohne ein Bekenntnis dazu können Politiker nicht dafür einstehen und über christliche Werte glaubhaft und authentisch *reden*. Sie müssen Stellung beziehen und diesen Werten Gehör verschaffen. Nicht getarnt als Humanismus, sondern als das, was sie sind: christlich! Und zum Schluss müssen sie ein am Christentum orientiertes Handeln leben.«

Aber folgt die Aufnahme von Flüchtlingen nicht genau christlichen Werten? Den Bedürftigen beizustehen?

»Ja und nein. Hilfesuchenden sollen und wollen wir helfen. Das ist keine Frage. Aber was den Gedanken der Integration betrifft, da halte ich es mit Matthäus 7 Vers 15 und 16: *'Seht euch vor falschen Propheten vor, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man Trauben lesen von Dornen oder Feigen von Disteln?'*

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich will keine Zwietracht sähen, aber allen zurufen: Bleibt wachsam! Toleranz ist keine Gleichgültigkeit, sondern eine aktive Beobachtung dessen, was man akzeptiert – solange sich der andere im Rahmen der Regeln bewegt. Überschreitet er diese, hat er die Toleranz verwirkt.«

Was also tun? Position beziehen!

Der Tagesanzeiger schliesst seinen Artikel über den Erzbischof mit den Worten: »Der christkatholische Bischof der Schweiz, Harald Rein, kennt Bischof Isa Gürbüz und würde ihn nicht als islamophob bezeichnen.«

Allerdings springt Bischof Rein zu kurz, wenn er als Erklärungsmodell zur Einstellung des Erzbischof sagen lässt, der Grund sei die »traumatische Erfahrung, dass Nachbarn, mit denen man einst friedlich zusammengelebt habe, plötzlich über einen herfielen.«

Der Erzbischof ist in seiner Forderung viel weniger persönlich und hat stattdessen die Fundamente des christlichen Gemeinwesens im Blick. Er sagt nämlich, dass wir »Europäer nicht wie 'Hans-guck-in-die-Luft' durch die Welt stolpern sollten, der hoffnungsvollen Devise folgend: 'Alles wird gut'.« Sondern dass wir – »genau hinsehen müssen, wen wir in unser Heim hineinbitten. Genau so wie wir scharf analysieren, was zu tun sei, eine neue Maschine erfolgreich zu entwickeln. Oder um Pflanzen anzubauen. Oder die Kantons- und Gemeindefinanzen verantwortungsvoll zu regeln.«

Und was macht man dabei zuerst? Genau: Man studiert erst einmal das Problem. Das bedeutet: Eigentlich wäre es mehr als notwendig für uns alle, den Koran und die Hadithe zu lesen, um sich eine – *eigene* – Meinung zum Islam zu bilden. Nicht dass nachfolgende Generationen über uns sagen, wie konnten sie das nicht gesehen haben? Es lag doch alles schwarz auf weiss vor ihnen. 📖

Eine ideologisch neutrale Übersetzung des »Koran« ist von Max Henning (überarbeitet von Murad Wilfried Hofmann) und »Die Sammlung der Hadithe« von Al-Buhari.

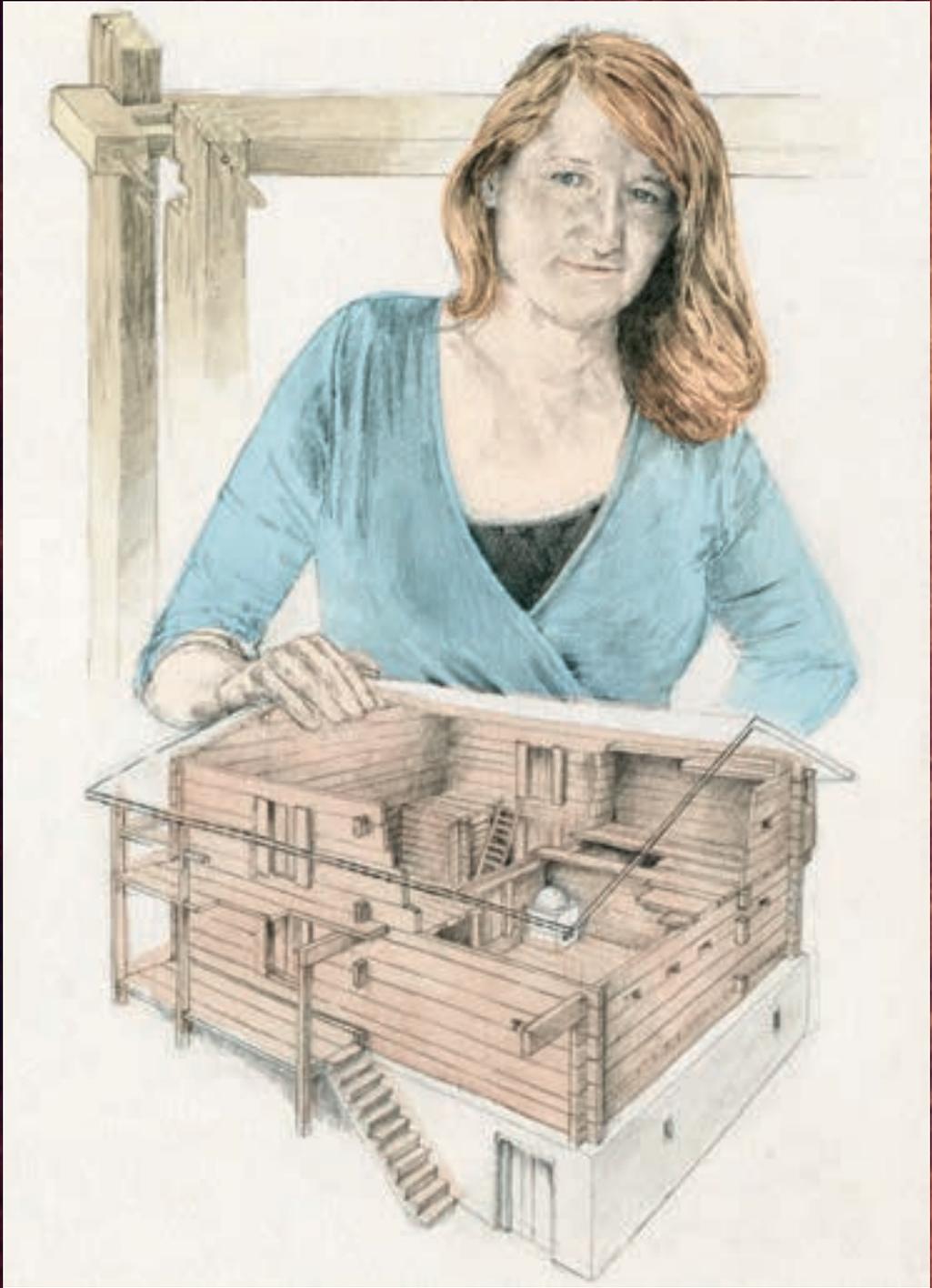


ILLUSTRATION: Christian Schneider

»Eine solche
Dichte an
archäologisch
spannenden
Häusern
müssen Sie
in ganz
Europa erst
mal finden!«

28
|
Schwyz
|
33

... SAGT DIE BAUÄRCHÄOLOGIN
ULRIKE GOLLNICK ÜBER DEN
TALKESSEL SCHWYZ

von *Andreas Lukoschik*

Lnd damit meint sie gar nicht mal die berühmten Herrenhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts. Sondern einfache Blockhäuser!

Angefangen hat Ulrike Gollnick nach dem Studium der Kunstgeschichte und der klassischen Archäologie als »Mädchen für alles« bei der Bauforschung an St. Georg auf der Insel Reichenau – einer Kirche, die immerhin zum Weltkulturerbe der UNESCO gezählt wird. Von dort führte sie ihr Weg in das »Atelier d'archéologie médiévale« (AAM) in Moudon, wo sie fast 20 Jahre lang bauarchäologisch an der Kathedrale von Lausanne arbeitete. »Zum Teil mit Kratzer und Pinsel«, sagt sie verschmitzt lächelnd. »Sehr meditativ!«

Im Jahr 2003 wurde sie dann zum ersten Mal in den Kanton Schwyz gerufen – nach Seewen, um dort das Haus Köpli in Augenschein zu nehmen. Nach ihren Analysen konnte sie dessen Uranfänge auf das Jahr 1564 datieren. Inzwischen hat sich Ulrike Gollnick mit einem eigenen Büro namens »BAB Gollnick« in Schwyz niedergelassen und macht ihre bauarchäologischen Untersuchungen von hier aus.

»Ich mag die Menschen hier«, sagt die Oberbayerin. »Die sind zwar konservativ, aber nicht dogmatisch, sondern offen. Das erinnert mich an meine Heimat Bayern. Abgesehen davon herrscht hier im

Talkessel eine ganz spezielle Energie, die mich sehr berührt. Ich kann das gar nicht mal näher erklären, nur, dass es etwas Positives ist.«

Sie sagt das mit einem leisen Bedauern, denn den Sachen auf den Grund zu gehen, ist ihr Beruf als Bauforscherin. Dabei helfen ihr bisweilen die Ergebnisse der »Dendrochronologie«. Das spektakulär klingende Wort setzt sich zusammen aus den griechischen Wörtern »dendron« für »Baum«, »chronos« für »Zeit« und »logos« für »Lehre«. Dendro-chrono-logie ist also nichts anderes als die »Wissenschaft vom Baumalter«. Die schafft es, mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen das saisongenaue Fälldatum von Bäumen zu liefern, die in alten Bauten verarbeitet worden sind.

»Damit Sie verstehen, was ich da mache, habe ich mal ein Stück Holz mitgebracht«, sagt sie und legt bei unserem Gespräch eine circa 30 mal 20 Zentimeter und 10 Zentimeter dicke, quadratische Scheibe als Probe eines Holzbalkens auf den Tisch.

»Wenn Sie sich die Jahresringe ansehen, dann sehen Sie, dass sie unterschiedlich dick sind. Pro Jahr bildet der Baum je nach Klima einen dünneren oder dickeren zweigeteilten Jahresring: in den Monaten Mai bis Juni das helle Frühholz, in den Monaten Juli und August das dunklere Spätholz, von September bis April ist der Baum dann in der Vegetationsruhe. Aus der Abfolge dieser Jahresringe lässt sich einiges ersehen. Zunächst einmal das Alter des Baumes: 141 Jahresringe bedeutet – dieser Baum war mindestens 141 Jahre alt, ehe er geschlagen worden ist.

Aber anhand des Wachstumsprofils dieser Jahresringe können Experten auch auf die Wachstumszeit des Baumes schliessen. Dazu vergleichen sie das Profil der Ringe mit archivierten Jahresprofilen oder Referenzkurven.«

Und?

»Den Analysen zufolge ist dieser Baum 1252 gefällt worden und hat kurz vor 1112 gekeimt. Gemeinsam mit weiteren Balken aus der Bauphase kann deren Schlagdatum so jahrgenau angegeben werden. In diesem Fall entstand das Haus, in dem dieser Balken verwendet wurde – es war das Haus Dorfbachstrasse 8 in Schwyz – um 1280 oder kurz danach.«

Da macht sich plötzlich eine gewisse Ehrfurcht breit: Denn da liegt ein Stück Holz auf dem Tisch, das stammt aus einer Zeit, als im Osten Europas Byzanz das Sagen hatte, die iberische

Halbinsel unter muselmanischer Besetzung eine kulturelle Hochblüte erlebte und in Frankreich die ersten gotischen Kathedralen ein ganz neues Verständnis von Architektur vermittelten.

»Hier bei uns im Talkessel bauten mit diesem Holz Meister ihres Handwerks faszinierende Blockbauten«, so Ulrike Gollnick. »Die Balken waren winddicht gefügt, das heisst sie waren so makellos bearbeitet, dass man in die Fugen zwischen den Balken bis heute nicht die feinste Messerklinge schieben kann. Und sehr wahrscheinlich hatten sie noch nicht einmal schriftliche Baupläne, sondern den dreidimensionalen Plan allein im Kopf. Meisterhaft!«

Dabei folgten sie einer klassischen Hausaufteilung.

»Zur Südseite hin wurde die Hauptstube angelegt,« so Gollnick »in der eine Eckbank mit Tisch in der einen Ecke stand, ihr schräg gegenüber ein Kachelofen. Nebenan – ebenfalls zur Südseite hin – befand sich eine kleinere Nebenstube. Beide führten auf einen offenen Gang hinaus, der nach oben offen war, weil sich in diesem Bereich auch eine offene Feuerstelle zum Kochen befand, deren Rauch nach oben zum wenig geneigten Dach abzog. Rechts und links der Feuerstelle befanden sich Vorratsräume. Im oberen Wohngeschoss ragten über die Fassaden Lauben hinaus, die zum Trocknen von Kräutern oder mancherorts auch zum Spannen der Webstuhlfäden dienten. Das Faszinierende an diesen Bauten war, dass sie in sich stabil waren. Spätere Bewohner vergrösserten schon mal die Tür- und Fensteröffnungen und verursachten so eine Instabilität, die anderweitig wieder aufgefangen werden musste.«

Schwyz, Gütschweg 11
(1311 dendrodatiert).
Rekonstruierte Perspektive,
Anlage von Blockbauten des
Schwyzer Talkessels.



Und mit echter Bewunderung in der Stimme fügt sie hinzu: »Das waren wirklich geniale Handwerker damals.

Wir haben im Laufe unsrer Arbeit herausgefunden, dass entlang des Dorfbaches eine ganze Reihe solcher Blockbauten aus der Zeit um 1300 gestanden haben – und teilweise heute noch stehen. Sie wurden im Laufe der Zeit zwar ergänzt und verändert, aber ihr Kern ist immer noch vorhanden. So sind wir vor den Abbrucharbeiten im Dorfbach im Haus Gütschweg 11 auch auf die `Schwarze Stube´ gestossen, die heute im `Forum Schweizer Geschichte´ ausgestellt ist.«



Entlang des Dorfbaches bauten übrigens viele Handwerker ihre Häuser, weil sie das Wasser des Dorfbachs als Energielieferant nutzten – für eine Mühle, für eine Sägerei.

»Das Dorfbachareal war ein Wirtschaftsgebiet neben dem Zentrum um die Kirche herum«, fügt sie hinzu. »Dass sich Schwyz in dieser Zeit um 1300 explosionsartig entwickelte, ist geschichtlich nachvollziehbar. Der Gotthard war zu dieser Zeit bereits auf. Was lag also auf dem Transitweg zwischen Nord und Süd näher, als sich hier im zentral gelegenen Talkessel niederzulassen? Vielleicht war auch ein Grund, dass sie in unserer Region auf 1000 Metern Höhe ganze Urwälder von alten Bäumen angetroffen haben – so die Ergebnisse der Kollegen vom Dendrolabor LRD (Laboratoire Romand de Dendrochronologie, Cudrefin VD). Dieses Holz haben die neuen Bewohner geschlagen und brachten es im Winter über Schnee und Eis in die Täler. Im Frühjahr wurden die Stämme, noch saftfrisch, für den Hausbau bearbeitet. Pro Balken wurde übrigens immer ein ganzer Baum gebraucht, also circa 100 Bäume pro Haus.«

In dieser Zeit entwickelte sich beim Bau der Häuser ein bestimmter, für diese Region typischer Baustil.

»Häuser dieses Stils zu erhalten, macht Sinn,« sagt Ulrike Gollnick. »Denn niemand reist nach Bern, Luzern oder Paris, um sich dort die Neubau-Zentren anzuschauen. Die alten, schönen Gebäude sind es, die wir sehen wollen, die uns berühren und die eine Reise wert sind. Und solche Bauten gibt es eben auch im Kanton Schwyz. Und zwar in einer Dichte und Qualität, wie man sie in ganz Europa suchen muss.«

Darauf können Schwyzer mit Recht stolz sein. Zumal die in exzellenter Holz- und Verarbeitungsqualität hergestellten Blockbauten im Talkessel aus der Zeit zwischen 1280 und 1340 stammen. Sie entstanden also um die Gründung der Alten Eidgenossenschaft herum! 🇨🇭

Abbildungen aus: Ulrike Gollnick, »Die mittelalterlichen Blockbauten im Dorfbachquartier - Bauforschung, Dokumentation, Befunde«, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 73, 2016 Heft 4, 261 - 288.

*Volksglaube:
Geisterbanddübel, einge-
bracht in Schwundrisse
und Fugen, zur Bannung
des Toggeli.*



*Volksglaube:
Verpflockungen aus
Bohrlöchern zur Abwehr
von bösen Geistern.*





DAS ZWEITE BLICH*

34
|
Brunnen
|
37



MARTINA CLAVADETSCHER
ÜBER IHR OPUS ZWEI:
»KNOCHENLIEDER«

von Andreas Lukoschik

Das zweite Buch ist bei den meisten Autoren das schwerste. Weil es dabei oftmals klemmt. Der Dichter spricht dann von einer »Schreibblockade«. Er beginnt mit sich zu hadern, ergeht sich in Selbstvorwürfen, bekommt Skrupel, ob er dieses oder jenes so formulieren könne und pflegt seine Angst vor dem leeren Blatt Papier.

Nicht so bei Martina Clavadetscher. Ihr kam der Plot auf einer Bahnfahrt. Und zwar auf einer *kurzen* Bahnfahrt. Von Brunnen nach Luzern.

»Am Ende hatte ich die Struktur und wusste recht

klar, was ich schreiben wollte. Manchmal trägt man etwas mit sich herum und dann steigt es erst allmählich ins Bewusstsein. Aber in diesem Fall brach es gleichsam hervor. Schmerzlos, aber eindrücklich.«

Sie wollte schon lange einmal etwas zum Thema Märchen schreiben. Und so geschah es im zweiten Buch mit dem Titel »Knochenlieder«.

(* Ihr erstes Buch hiess übrigens »Sammler«)

Und weil Märchen meist ziemlich grausam sind – Stichwort »Hänsel stösst die Hexe in den glühend heissen Ofen« und dergleichen mehr –, geht es auch in »Knochenlieder« herzhaft zu.

»In ländlichen Gebieten, dort wo die Natur sehr viel näher ist als in der Stadt, ist auch deren Grausamkeit sehr viel näher. Obwohl die Natur den Begriff

»Grausamkeit« natürlich nicht kennt. Sie ist einfach, wie sie ist. Wir *finden* sie zwar manchmal grausam. Aber das ist eine von unserer Zivilisation geprägte Interpretation.«

Zum Inhalt

»Knochenlieder« ist in drei Teile unterteilt. In der ersten Geschichte mit dem Titel »Stachelkind« leben die beiden Hauptpersonen Jakob und Regina in einer Aussteigersiedlung, weil in den Städten des Jahres 2020 kriegsähnliche Zustände herrschen und der totale Überwachungsstaat unfrohliche Urständ feiert. Die beiden wollen ein Kind haben, weshalb sich Regina einer Hormonbehandlung bedient. Da das in der ökofixierten Aussteigersiedlung aber gegen den Geist der Bewohner ist, kommt es zu einem Streit darüber. Also setzt Regina die Behandlung wieder ab ... und wird trotzdem schwanger. So kommt Tochter Rosa auf die Welt.

Bei der Geburtsfeier des Kindes entsteht erneut der Streit um das vermeintlich künstlich erzeugte Kind und eine böse

Prophezeiung wird ausgesprochen. Jahre später – Rosa ist zur Frau gereift – wird sie von einer Wespe gestochen, erleidet einen anaphylaktischen Schock und fällt ins Koma.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein: Hier hat »Dornröschen« Pate gestanden.

In der zweiten Geschichte – »Uzname« überschrieben – geht es etliche Jahre später um ein Mädchen namens Pippa, das in einem verwahrlosten Vorort einer Stadt lebt und als Hackerin gegen die totale Computerüberwachung in der Stadt arbeitet. Pippa sieht als einzige Chance, die ihr unbekannte Mutter kennenzulernen, aus der Stadt zu entkommen, die hermetisch abgeriegelt ist. Dazu nimmt sie an einem Hackerwettbewerb teil, dessen Preis ein Visum ist, mit dem der Sieger die Stadt verlassen darf. Ein anderer Hacker – RO.land mit Namen (*ein Name wie ein Passwort*) – will sie dabei unterstützen. Denn er ist völlig vernarrt in Pippa und verlangt, dass sie – wenn sie schwanger wird – ihm wenigstens das Kind übergeben müsse, damit er etwas von ihr habe. Sie schafft den Wettbewerb auch ohne seine Hilfe, doch besteht plötzlich die Möglichkeit, dass sie tatsächlich schwanger ist – und zwar von ihrem Stiefvater, der sie missbraucht hatte. Als sie sich RO.land mutig stellt, weil sie die Stadt verlässt und ihm mitteilt, dass sie das mögliche Kind ihm niemals überlassen würde, wird er in dieser Szene von einem Auto überfahren.

Interpretationshilfe nötig oder nicht? Wir erinnern uns: Auch Rumpelstilzchen muss dran glauben, als die Königin ihn beim Namen nennt.

Kein Wunder, dass es in diesem Teil über die Allgegenwart der Computer und Handies geht, um Codes, die wahren Namen und die richtigen Passwords.

In der dritten und letzten Geschichte – dem »Knochenlied« – findet Pippa ihre Mutter, die ihr die wahren Hintergründe ihrer Geschichte erzählt, die mit Krieg und Vertreibung zu tun hat.

Mehr kann hier nicht erzählt werden, weil sonst die Spannung verlorengeht. Deshalb hier nur der Hinweis: Der dritte Teil, der alles zusammenbindet, ist die Adaption des Grimm'schen Märchens »der singende Knochen«. Wer es kennt – oder nachliest – kann sich vielleicht einen Reim auf den Ausgang machen.

Vielleicht!

Denn Martina Clavadetscher wäre nicht Martina Clavadetscher, wenn es ihr nur um die Adaption von alten Märchen in die Neuzeit ginge. Sie sind nur das formale Gerüst!

Was will die Dichterin damit sagen?

»Im Zentrum aller Geschichten«, so die Autorin, »stehen Frauen in ihren Täter- und Opferrollen. Zudem geht es um Ausgrenzung und Flucht – wobei das bedrohlich `Böse´ stets aus dem Innern der Gemeinschaften kommt. Nicht von aussen – also denen, die man als die oder das Fremde bezeichnen könnte.

Ich wollte die klassischen Frauenrollen aufbrechen und Frauen komplexer darstellen«, fährt sie fort. »Wenn man ins Kino geht, so sind Frauen

entweder Geliebte, Mutter oder Hexe. Aber sie können genau so gut alles zusammen sein – oder nichts davon. Aber das wird in dem Buch nicht in ausführlicher Klarheit beschrieben, sondern in einer elliptischen Erzählweise, die sehr rhythmisch ist. Man kann darin auch die Form von Songtexten sehen. Auf jeden Fall kann die Leserin und der Leser vieles in dieses Gefäß hinein füllen und selbst darin erkennen. Wie wir es auch als Kinder mit den Märchen gemacht haben. Dadurch entsteht Zauber und Magie.«

Wie schreibt sie ihre Bücher?

»Normalerweise dauert es bei mir sehr lange, bis ich ein Buch geschrieben habe, aber dieses Mal ging es fast schon rasch. Eben weil mir die Struktur und die Märchen so klar vor Augen waren. Wenn ich schreibe, lese ich übrigens keine andere Belletristik, weil mich das ablenkt von meiner Sprache und dem Rhythmus. Deswegen freue ich mich jetzt auf viele schöne Bücher, die ich lesen werde.«

Wenn wir das Koma, in das Rosa in der ersten Geschichte fällt, einmal auf unsere Gegenwart anwenden wollten – »Knochenlieder« spielt in der Zukunft –, sieht sie da Parallelen zu unserer Gegenwart?

»Ja, die Digitalisierung und Globalisierung führt zu einer immer krasserem Individualisierung. Nur sperrt sich jetzt niemand mehr in eine Kammer ein, sondern nimmt die Kammer mit sich in Form von Handys und spinnt sich in seinen elektronische Kokon ein. Wir ziehen uns immer mehr vom richtigen Leben zurück, lassen unsere aufgeklärte Welt zurück und begeben uns – vollkommen

freiwillig – in die Abhängigkeit von Maschinen. Elektronischen Maschinen! Deren Algorithmen nur das zulassen, was wir bereits am Computer angeklickt haben. Man kann darin auch sehen, dass diese elektronischen Maschinen zu protektiven Müttern werden, die uns von der Aussenwelt abschirmen. Das Bild `Mutter Maschine´ im Zusammenspiel mit `Vater Staat´ kann einem Angst machen.»

Ein Bild, das sitzt!



Und sonst?

Martina Clavadetscher schreibt neben Romanen eine Kolumne fürs Radio und Stücke für das Theater. Unterscheidet sich das Schreiben für so unterschiedliche Rezeptionsformen?

»Bei den Texten fürs Radio lese ich mir das Geschriebene immer laut vor, weil ich sie auf Mundart lese und sie richtig klingen müssen. Da darf ich nicht zu viel dran feilen, weil sie sich sonst zu sehr von mir entfernen und nicht mehr richtig klingen. Das ist eine freche, schnelle Form.

Beim Theater bedaure ich manchmal, dass ich nicht direkt hören kann, wie die Schauspieler es sprechen. Das

wäre manchmal ganz hilfreich, weshalb die Anglosaxen und Kanadier tatsächlich so ihre Stücke bearbeiten – an der Bühne beim Proben. Aber bei uns ist das noch nicht üblich.

Bei der Prosa aus `Knochenlieder´ habe ich mir das ganze Buch zweimal laut vorgelesen. Gerade weil dieser Text so rhythmisch ist.«

Letztlich ist das Arbeiten in der Dichterklausur ein einsames Geschäft, bei dem der Autor nie wirklich weiss, ob er den Leser erreicht. Wenn sie auf das letzte Jahr zurückblickt, wie würde sie dann die Resonanz auf ihre Arbeit beschreiben?

»2016 lief es echt grossartig. Letzten Frühling war mein Stück `Umständliche Rettung´

für zwei Festivals in Heidelberg und Essen nominiert. Das Stück gewann den Wettbewerb am `Schauspiel Essen´ und wird diesen April dort uraufgeführt. Dann habe ich für das `Theater Neumarkt´ in Zürich `Der letzte Europäer´ geschrieben, das im Februar Premiere hatte. Und jetzt sind die `Knochenlieder´ auf den Markt gekommen.... Es war ein tolles Jahr!«

Möge es so weiter gehen und ihr in ihrer Brunner Dichterklausur noch viele ansprechende, kontroverse und pfiffige Geschichten aus der Feder rinnen. Vielleicht ist auch einmal das eine oder andere für uns dabei. 🍷



An aerial photograph of a large, calm lake with a light blue-green hue. In the foreground, a sandy beach curves along the water's edge, bordered by lush green trees and a small wooden structure. The middle ground shows a small town or village with red-roofed buildings nestled at the foot of rolling green hills. In the far distance, a range of mountains with some snow-capped peaks is visible under a clear, bright sky.

Chäfe

*Ufнау mit Pfäffikon und
Seedamm im Frühling
FOTO: Stefan Zürer*

AUF DER SPITZ

40

Wollerau

43



2017 FEIERT WOLLERAU SEINEN
800. GEBURTSTAG »GANZJÄHRIG UND
ALLE GEMEINSAM«, SO GEMEINDE-
PRÄSIDENT UELI METZGER

von *Andreas Lukoschik*

- • • steht der Würfel der Wollerauer Künstlerin Isabelle Habegger vor dem Gemeindehaus Hauptstrasse 15. Und dort steht er stabil. Da wackelt nichts, da schwankt nichts, der Würfel steht – aller Schwerkraft zum Trotz – senkrecht und dreht sich gar um seine eigene Achse.

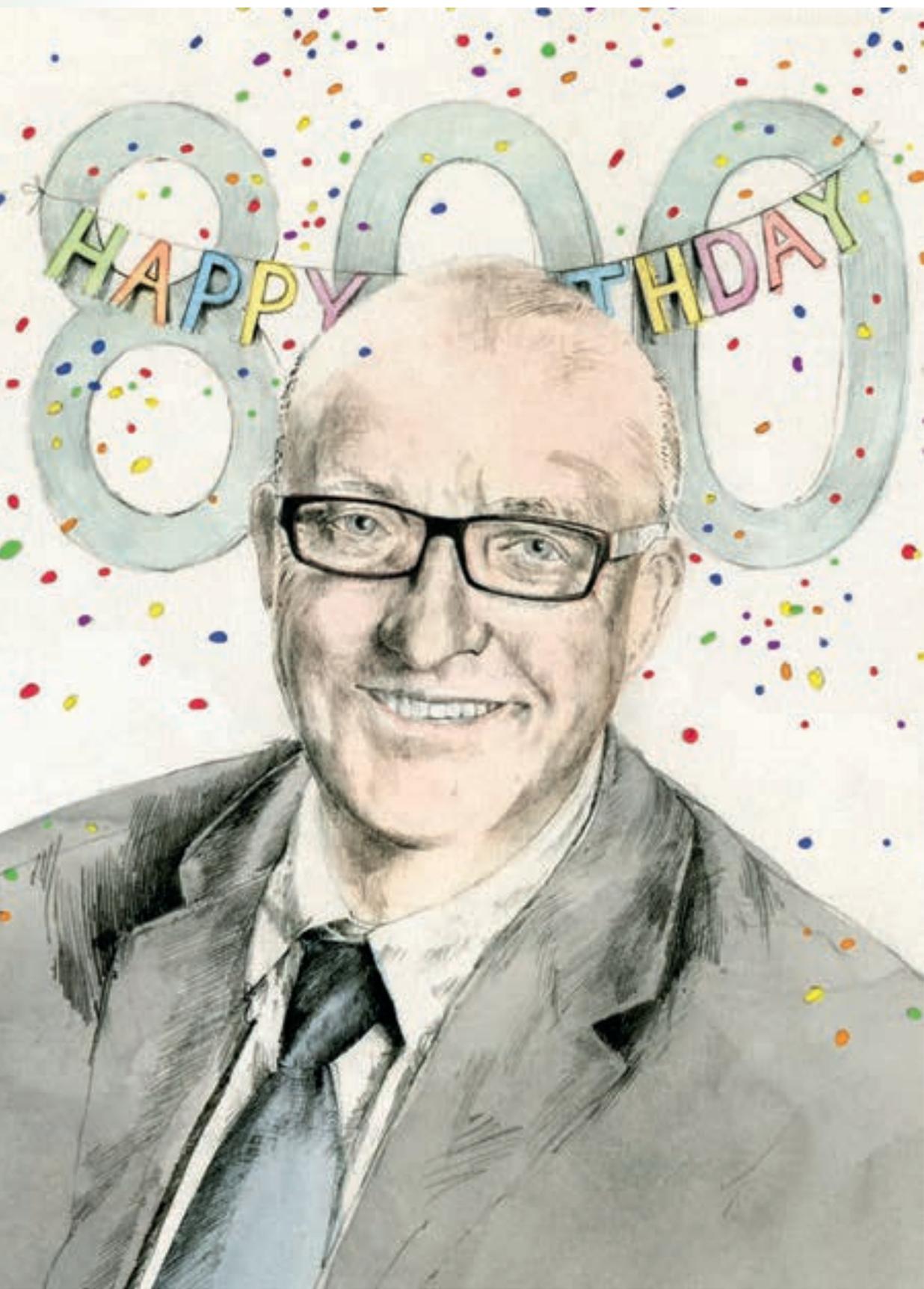
Ursprünglich von der Künstlerin gar nicht so vorgesehen, ist der Würfel zu einem Kunstobjekt »in progress« geworden. Denn seine Seitenplatten in den Farben gelb, rot, weiss und blau geben nicht nur die Farben des Gemeindegewappens wieder, sondern tragen eingraviert die Namen und Daten

aller Feste zum 800er Jubiläum. Zwar sind noch nicht alle Ereignisse darauf zu sehen, aber eben deswegen ist es »art in progress«.

Dieser "Progress" – also "Fortschritt" – ist in der Geschichte von Wollerau erst nach dem Zweiten Weltkrieg so richtig aktiv geworden. Bis dahin war Wollerau eine kleine Gemeinde, in der viele Bürgerinnen und Bürger ihren Lebensunterhalt in den Fabriken und Werkhallen der Nachbarorte Richterswil und Wädenswil verdienten.

Doch dann veränderte sich etwas. Von Grund auf.

Wollerau hatte nämlich freie Bauflächen – und wurde dadurch von den 1950er-Jahren an zum Wohnort für viele, die im Grossraum Zürich beruflich tätig waren. Dieser Trend verstärkte sich mit der Eröffnung der Autobahn A 3 Ende der 1960er-Jahre. Spätestens als sich von den 1980er-Jahren an die Steuerpolitik des



Kantons Schwyz änderte, entdeckten viele Noch-nicht-Schwyzler Wolleraus grandiose Lage samt verträumt herrlicher Aussicht auf den Zürichsee – und strebten flugs gen Wollerau. Von nun an ging's bergauf.

Doch wie der Wandersmann weiss, können bergauf hie und da Steine auf dem Weg auftauchen, die manchmal abwärts rollen und kleinere Lawinen auslösen.

Ein solcher Stein hiess »Schwimmhalle für die neue Schulanlage Riedmatt« und nahm 1974 Gestalt an. Ein Jahr später musste der verheissungsvolle Anfang als Rohbau gestoppt werden, weil sich die Beteiligten verkalkuliert hatten. Förderhin stand diese »Unvollendete« im Raum – und damit im Weg.

Erst 1987 konnte die »Schwimmhalle« in eine Mehrzweck- und Gymnastikhalle umfunktioniert werden – und blieb als wirtschaftliches Trauma in den Gemütern der Wollerauer haften, das selbst 2016 noch bei der Diskussion um ein neues Dorf- und Bildungszentrum unerwartet virulent wurde.

Doch schliesslich verarbeiteten die Wollerauer in vielen Diskussionen diese Altlast und entschieden sich im November 2016 mehrheitlich für den Bau eines neuen »Dorf- und Bildungszentrums«. Denn das war und ist solide kalkuliert und wird der Gemeinde nicht nur eine Aula und eine Bühne bescheren, sondern darüber hinaus auch eine innovative Mediathek, ein grosses Lernschwimmbcken, Schulräume für den wichtigsten Rohstoff Europas – die Gehirne seiner (jungen) Bürger – und eine Kinderkrippe samt Hort.

An diesem passend zum 800-Jahr-Jubiläum angepackten Grossprojekt, das den richtigen Weg in die Zukunft darstellt, wird deutlich, was Gemeindepräsident Ueli Metzger für sein Wollerau wichtig ist: »Wir wollen keine Schlafstadt mit sensationeller Aussicht auf den Zürichsee sein, sondern eine vitale Gemeinde

mit eigenem Leben, eigenen Köpfen und eigenem Spirit. Deshalb erwarte ich, dass Zuzügler etwas zum Dorfleben beitragen, es geistig, menschlich oder wie auch immer bereichern.«

Dass dieser Wunsch Wirklichkeit wird, soll sich auch im aktuellen Jubiläumslieben und – feiern mit allen (!) Wollerauern zeigen.

»Der Auftakt war das Fest am 26. November 2016«, fährt Metzger fort, »hier bei uns vor dem Gemeindehaus. Wir waren völlig überwältigt, dass so viele Menschen kamen. Den herbstlichen Temperaturen war es zwar geschuldet, dass wir um 22 Uhr Schluss machen mussten. Aber unser Herz hat dieser Abend dennoch erwärmt. Mögen sich auch am 25. März 2017 so viele Wollerauer einfinden, wenn Landammann Othmar Reichmuth und die Wollerauer Regierungsrätin Petra Steimen zum grossen Festanlass zu uns nach Wollerau kommen werden. Denn dieses und alle weiteren Feste in diesem Jahr sollen alle Wollerauer, ihre Gäste, Verwandten und Freunde zusammenbringen. Ob arm oder reich, Zuzüger oder Alteingesessene, jung oder alt.«

Grenzen überschreiten

Ueli Metzger folgt damit einer Wollerauer Tradition, die ihr als Grenzregion ursprünglich gar nicht zugehört gewesen war. Als katholischer Vorposten zum calvinistischen Zürich in Gestalt des Nachbarortes Richterswil wäre nämlich Standfestigkeit im »wahren Glauben« angesagt gewesen. Doch wurde sie durch eine Einrichtung torpediert, die als solche gar nicht im Fokus stand, sondern am Rand. Am Seerand: Die »Badi« in Richterswil.

Dorthin zog es nämlich die Wollerauer Buben und Mädchen wie auch die aus Richterswil in der Freizeit. Und wie das in heissen Sommertagen so kommen kann – schloss man Freundschaft, verliebte sich und unternahm gemeinsam etwas. Denn in jungen Jahren sind Glaubensfragen nicht wirklich ein Thema, zumal wenn frisch spriessende Hormone angesichts von mehr oder minder spärlicher Badekleidung nicht für die Einhaltung von Grenzen arbeiten, sondern eher ihre Überwindung anstreben. Und so beflügelte die »Badi« in Richterswil den kleinen Grenzverkehr nachhaltig.

»Eine Entwicklung, die sich sogar unlängst bei der Abdankung für den langjährigen Badimeister zeigte«, erzählt Ueli Metzger. »Da hat eine sehr grosse Trauergemeinde aus beiden Orten

ihm die letzte Ehre erwiesen – sicherlich auch wegen der herrlichen Jugendjahre, die sie unter seiner Aufsicht erleben durften.«

So bildete sich dank vitaler Interessen am anderen Geschlecht schon in jungen Jahren bei Wollerauer Bürgern eine wohlwollende Toleranz aus, die bis heute anhält und wächst. Auch und gerade Zuzüglern gegenüber. Was nebenbei auch aus wirtschaftlicher Sicht nicht ganz ungeschickt ist, denn immerhin zahlen 11 Prozent der Wollerauer 79 Prozent der Steuern in dieser Gemeinde.

»Dennoch oder gerade deswegen müssen wir sehr genau schauen, wie wir mit unseren Finanzen klarkommen«, kommt Metzger auf seine eigentlichen Aufgaben als Gemeindepräsident zurück. »Denn auch wenn sie gesund sind, so müssen wir doch einen namhaften Beitrag in den innerkantonalen Finanzausgleich abführen, was unser Handeln für unsere Steuerbürger einschränkt.«

Allerdings verlangten die Wollerauer von ihren Bürgern schon immer Eigeninitiative in Bereichen, die in anderen Kantonen von der öffentlichen Hand übernommen werden.

»Ein gutes Beispiel ist für mich der Jakobsweg für die Pilger«, sagt Metzger. »Der kommt aus Richterswil, wo er als öffentlicher Weg geteert und mit Beleuchtung versehen ist. In Wollerau gehört er jedoch zu den ihm umgebenden Grundstücken – und muss von deren Eigentümern in Stand gehalten werden. Die Gemeinde hat für ihn `nur` das Wegrecht. Das ist eine der Kehrseiten der günstigen Steuertarife, die auch im Jubiläumsjahr nicht verschwiegen werden soll: Dass in solchen Fragen Eigeninitiative gefragt sein muss, sollen die Kosten nicht von der Gemeinde und damit von allen bezahlt werden müssen, was höhere Steuern zur Folge hätte. Solche Ehrlichkeit und Transparenz sind für den Umgang miteinander wichtig.«

Identitätsstiftende Projekte

Dennoch gelingt es der Gemeinde immer wieder, identitätsstiftende Projekte zu initiieren und lebendig zu erhalten. Das fängt an beim "Freizeitpark Erlenmoos" an der Sihleggstrasse, wo Beachsportanlage, Bikepark und Hockeyplatz ebenso vorhanden sind wie Gripsspfad, Fitnessparcours, ein riesiger Abenteuerspielplatz

und ein Restaurant für die wartenden Eltern oder "Älteren", die nicht mitmachen wollen – oder "Fahrdienst" haben.

Und es endet – vorerst – bei einer mehr als bemerkenswerten Vortragsreihe, die "Gesprächspunkt Höfe" überschrieben ist. Zweimal im Jahr laden die drei Höfner Gemeinden bemerkenswerte Denker und Entscheider ein, um mit ihnen virulente Themen zu erörtern. Ob das der Konfliktforscher Prof. Dr. Kurt Spillmann ist oder der Schweizer Historiker Georg Kreis oder der Direktor vom Energy Science Center ETH, Dr. Christian Schaffner. Ob es die Alt-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf ist oder Ueli Maurer (der im Jubiläumsjahr am 13. März anwesend sein wird) – »immer geht man mit einer Fülle an neuen Impulsen und Gedanken nach Hause«, sagt Ueli Metzger, der auf diese Veranstaltungsreihe durchaus stolz ist.

Möge dieses Jubiläumsjahr ebenfalls zu einem der identitätsstiftenden Projekten werden.

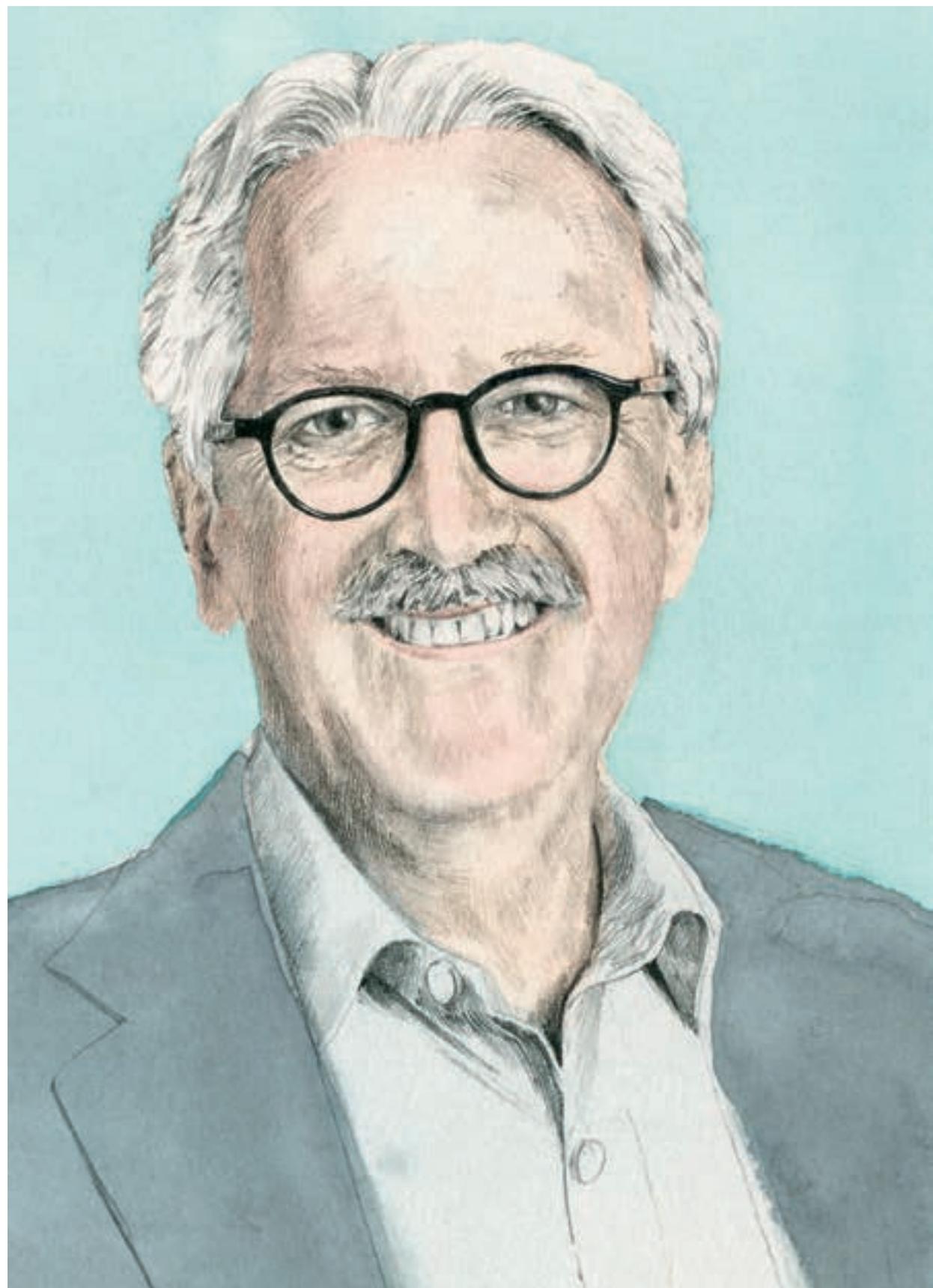
Wir wünschen für dieses hehre Ziel jedenfalls mehr als eine »Happ-Y Part-Y«! 🍷



WER DEN WEG ZUM WÜRFEL NICHT SUCHEN WILL, um dort etwas über die Veranstaltungen zum Jubeljahr zu erfahren, der kann sich auch im Netz über das, was kommen wird, kundig machen. Falls er ein Ereignis verpasst hat, kann er dort sogar erfahren, wie es war. Denn alles wird hier dokumentiert:

www.800jahrewollerau.ch

Über die Geschichte von Wollerau gibt es ein lesenswertes Buch für 30 Franken, ebenfalls via Homepage bestellbar



»Wohin Du auch gehst, geh mit Deinem ganzen Herzen!«

44

Schindelleger

47

DER SEIDENHÄNDLER JOHANN SPÄNI ÜBER CHINA, POLITIK UND DIE AUSSICHT VON SCHINDELLEGER

von Andreas Lukoschik

Die Überschrift stammt vom weisen Konfuzius. Ein Gedanke, den der damals junge Johann Späni nicht kannte – oder besser »noch nicht« kannte. Dennoch handelte er danach. Wenn auch weniger aus philosophischer Weitsicht als vielmehr aus dem Wunsch heraus, sein Leben zu leben. Und zwar so richtig richtig!

Angefangen hatte der gebürtige Schindelleger mit einem Studium des Internationalen Handels in London und Paris. Im Jahre 1976 stand er dann vor der Frage, zu welcher Firma er nun mit diesem Wissen gehen sollte. Es kamen aus seiner Sicht zwei Angebote in Frage: Ein Schreibtischjob beim Rohstoffhändler "Philipps Brothers",

den später Marc Rich übernahm und der heute "Glencore" heisst. Oder eine Anstellung bei "Dawson International Textiles", dem Führer in Luxustextilien aus Naturfasern. »Bei Philipps Brothers hätte ich zwar mehr Geld verdient, aber der Job bei Dawson war mit vielen Reisen verbunden. Und das habe ich schon immer geliebt. Ausserden waren mir die Menschen und das Umfeld in der Textilbranche als eine sehr lebensfrohe, flotte und abwechslungsreiche Gesellschaft bekannt. Deshalb war für mich klar, wohin ich gehen wollte.«

Späni wurde alsbald im Verkauf von Naturfasern wie Cashmere und Seide vorerst in Europa eingesetzt. Dabei machte er immer wieder die Erfahrung, dass eine so grosse Company schwerfällig handelte, so dass er nicht immer adäquat reagieren konnte. Also beschloss er 1978 im Alter von erst 28 Jahren, jung und ein bisschen übermütig: »Das kann ich

alleine besser!« Und so machte er sich selbständig und avisierte gleich das Thema Seide aus China.

Aber natürlich war er im grossen China nicht der einzige Seidenhändler, zumal aus den nahe gelegenen Zentren Zürich und Milano die wahren Grosskaliber der Branche ins Reich der Mitte flogen. Die trafen sich denn auch wie in all den Jahren zuvor in Peking mit den Offiziellen der National Silk Cooperation auf eine Tasse Tee und kauften in dieser komfortablen Situation die gewünschten Seiden-Kontingente. Späni aber – jung, hungrig und in diesen erlauchten Kreisen nicht eingeladen – musste sich etwas einfallen lassen, um an seine Ware zu kommen: Deshalb ging er einen Schritt weiter – direkt in die Fabriken, die die Seidenfäden aus den Kokons lösten. Dort kaufte er ein. Direkt beim Erzeuger. Er betrieb seine Firma als Handelsfirma und verkaufte an die Verarbeiter von Rohseide und Fasern hauptsächlich in Europa.

Einer seiner ersten bis heute aktiven Kunden ist übrigens die "Seidenspinnerei Camenzind & Co" in Gersau. (Siehe dazu *Y MAG 3, S. 74, »Die spinnen«*)

So begann Johann Späni seinen Seidenhandel und schuf eine Erfolgsstory der besonderen Art. Denn er war immer ein ungewöhnlicher Geschäftspartner. So kaufte er stets am liebsten in Fabriken ein, die etwas für ihre Arbeiter taten. Einmal erhöhte er den ausgehandelten Preis freiwillig unter der Bedingung, dass ihm der Fabrikbesitzer zusagen musste, die Mehreinnahme für eine betriebseigene Kläranlage zu investieren.

»So entstand eine Handelsbeziehung auf Augenhöhe«, sagt Späni heute. Eine Erfahrung durch die er einen anderen Satz des Konfuzius für sich bestätigen kann. Er lautet:

»Der Mensch hat dreierlei Wege, klug zu handeln: durch Nachdenken ist der edelste, durch Nachahmen der einfachste, durch Erfahrung der bitterste.«

30 Jahre lang begleitete Späni den Umbau dieses Landes vom Agrarland zur »Werkbank der Welt«, 30 Jahre, in denen »die Söhne Maos« den Weg in die neue Zeit auf eine Weise steuerten und steuern, »die man absolut respektieren muss«, sagt Späni nachdenklich. »Bedenken Sie, wie geordnet dieser gigantische Umbauprozess vonstatten geht. Bei 1,2 Milliarden Menschen – die alle mehr oder weniger schnell an die grossen Fleischtöpfe wollen. Da hätte sehr, sehr viel schief gehen und eine chaotische Situation entstehen können. Siehe Russland nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Dass das *nicht* passiert ist, ist – zurückhaltend formuliert – mehr als bemerkenswert!«

Die Erfahrungen aus dieser Zeit haben Johann Späni zu einem China-Kenner gemacht, mit dem man vortrefflich über das Reich der Mitte reden kann.

»Wissen Sie, in der Anfangszeit habe ich in Hotels auf dem Land wohnen müssen, wo ich niemals Hosen und Schuhe ausgezogen habe – so `grusig´ ist es da gewesen«, erzählt er. »Und heute? Da stehen die schönsten und luxuriösesten Hotels in China.«

War sein Einstieg als »Langnase« – so die Bezeichnung der Chinesen für uns Nicht-Asiaten – nicht eher schwierig, weil Chinesen doch als überaus geschäftstüchtig bekannt sind?

»Natürlich ging da anfangs manches Geschäft anders aus, als ich es geplant hatte. Aber das hörte auf, als ich den richtigen Businesspartner dort kennengelernt hatte. Schon beim ersten Geschäft zeigte sich, dass ich mich auf diesen Mann genau so verlassen konnte wie er sich auf mich. Bei allen Geschäften – mal zu seinem Vorteil, mal zu meinem Vorteil – war uns beiden immer klar: Niemals darf der andere sein Gesicht verlieren. Eine sehr wichtige Regel in China! Die viel über das Handeln im Reich der Mitte aussagt. Natürlich gibt es auch viele, die schnell Geld verdienen wollen. Wer aber auf nachhaltige Geschäftsbeziehungen Wert legt, hält sich an die Gesichtswahrungsideologie. Sie sorgt für eine gewisse Balance, die von einem verlangt, nicht nur den eigenen Profit im Auge zu behalten, sondern sich auch ins Gegenüber und dessen Ziele hineinzuversetzen – und so zu handeln. Denn ...

...`die Menschen stolpern nicht über Berge, sondern über Maulwurfshügel´«,

sagt Späni und zitiert damit wieder den weisen Konfuzius, der sehr viel zur Ethik des Alltags im Reich der Mitte gesagt hat.

Dann macht Späni eine Pause und ergänzt: »Beim Geschäftemachen mit Chinesen habe ich gelernt, Geduld zu üben. Nicht zuletzt durch meinen chinesischen Handelspartner, der mir inzwischen so nahe steht wie mein jüngerer Bruder, dem ich die Firma inzwischen übergeben habe.«

Wie beurteilt er die Politik der Chinesen?

»Was wir uns nicht so recht vorstellen können, ist die Angst der Chinesen vor dem Zerfall ihres Reiches. Es besteht aus vielen Volksgruppen. Mit 92,5 Prozent sind die Han zwar die grösste Gruppe und sie verstehen sich selbst als *die` ethnischen Chinesen´*. Zu den `Chinesen als

Staatsbürger´ gehören aber noch 55 weitere Stämme oder Völker dazu. Sie zusammenzuhalten, ist eine zentrale Aufgabe der Politik. Dazu gehören auch die ständigen Auseinandersetzungen mit Taiwan und Tibet. Denn die Politik ist tatsächlich geprägt von der Angst vor dem Zerfall ihres Reiches.«

Dass sich Johann Späni auch mit der Politik Chinas auseinandergesetzt hat, liegt daran, dass er lange Zeit im Kantonsparlament tätig war, dessen Präsident er im Jahr 1996 war. Ansonsten hat der Liberale nach eigenen Worten »das Geld, das ich mit dem Seidenhandel verdient habe, nicht den Banken anvertraut, sondern immer im Kauf von Grundstücken angelegt.«

So ist es nur folgerichtig, dass er jetzt, da der Seidenhandel an seinen jüngeren Bruder übergegangen ist, in Schindellegi bleibt und gemeinsam mit seinem Sohn Überbauungen erschafft. Auf eigenem und zugekauftem Grund und Boden.

»Schauen Sie sich doch einmal diesen fantastischen Blick über den Zürichsee an. Der ist so herrlich schön, dass ich einfach nicht mehr weg will.«

Und dann sagt der Familienmensch noch einen Satz des Konfuzius, der seine Einstellung zu seiner Arbeit ebenso widerspiegelt wie zur Politik: »Fordere viel von dir selbst und erwarte wenig von den anderen. So wird dir Ärger erspart bleiben.« 🍷

Allmeind am Wägitalersee
mit Gross und Chli
Mutzenstein
FOTO: Stefan Zürrer

march







50

KANTONESISCHES

PLAGÖÖRI

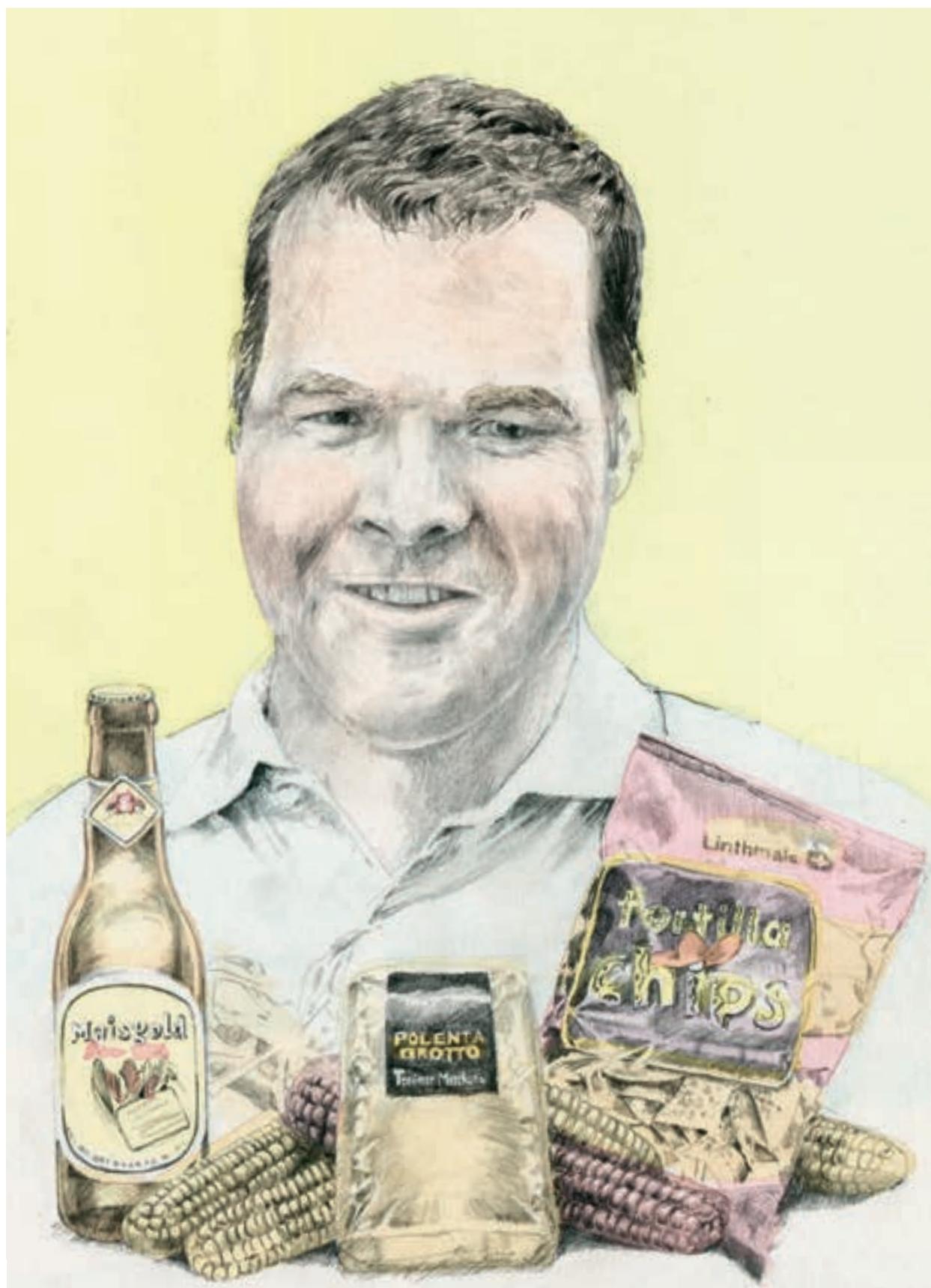
51

von *Elvira Jäger*

Ein Wort mit zwei öö – schweizerdeutscher geht's fast nicht mehr. Denkt man. Doch weit gefehlt! Plagööri geht zurück auf das französische le blagueur, das leitet sich vom Verb blaguer ab. Was „Witze oder Spass machen“ bedeutet. Der blagueur ist ein „Spassvogel, ein Witzbold“. Unser Plagööri (manchmal auch Blagieri) ist negativ gefärbt. Er ist ein Angeber, ein Prahlhans; einer, der ständig von sich spricht und mehr scheinen will als er ist. Gleiches gilt für das Verb: Plagiere. Das bedeutet im Schweizerdeutschen „prahlen“.

Wann es der Plagööri aus Frankreich in die deutsche Schweiz geschafft hat, lässt sich nicht genau sagen. Sicher ist anhand der Belege im Schweizerdeutschen Wörterbuch, dass der Ausdruck schon im 19. Jahrhundert geläufig war. Denkbar sind zwei Möglichkeiten: Entweder war das Wort an der schweizerdeutsch-französischen Sprachgrenze schon lange in Gebrauch und wanderte irgendwann nach Osten. Oder es breitete sich mit dem Einmarsch der napoleonischen Truppen anfangs des 19. Jahrhunderts aus. Auch darüber, weshalb das Wort eine Bedeutungsverschiebung ins Negative erfuhr, können wir nur Vermutungen anstellen: Der Ausdruck bezeichnete fremde Menschen, die man nicht verstand und deren Witze man vielleicht für Prahlerien hielt.

Fest steht, dass das Wort heute noch lebendig ist. Der Plagööri wird zwar bedrängt vom englischen Bluffer, aber eine kleine Umfrage im Bekanntenkreis ergab, dass alle das Wort kennen und ab und zu benutzen. 2015 taucht der Plagööri als Ländlertitel auf einer CD von Dani Häusler auf; 2010 hat die Liedermacherin Frölein da Capo den Song „Tango Plagööri“ herausgebracht. Und vor drei Jahren ist in Herzogenbuchsee eine Fasnachtstradition wiederbelebt worden, der Plagööri-Ball. Im Französischen gibt es auch eine weibliche Variante: la blagueuse. Von einer schweizerdeutschen Plagööse hat man hingegen noch nie gehört. Offensichtlich werden hierzulande nur Männer für fähig gehalten, grosssprecherisch von sich zu berichten. Frölein Da Capo begegnet im Tangokurs so einem „Plagööri, Blöffler, tumme Siech“. Er textet sie so lange zu mit seinen Geschichten, bis sie beschliesst, statt Tango Jodeln zu lernen. ☹



FRUCHTE DES CORNS

HOF
BERICHT
ERSTATT
UNG

+ Unter dieser Rubrik werden Sie demnächst regelmässig Berichte von Bauernhöfen aus dem Kanton Schwyz finden

52

stuggen

57

CHRISTIAN BRUHIN IST DER WIEDERENTDECKER DES VERLOREN GEGLAUBTEN LINTHMAIS

von *Andreas Lukoschik*

Als Kind schon haben Christian Bruhin die verloren geglaubten Schätze vergangener Zeiten interessiert. Als er dann Schüler der landwirtschaftlichen Schule in Salez im St. Galler Rheintal war, hörte er von alten Maisarten, die es in der March gegeben haben sollte.

Das Linthgebiet gehörte bis zum Zweiten Weltkrieg – zusammen mit dem Tessin und dem Rheintal – zu den drei grössten Maisanbaugebieten der Schweiz. Grund dafür war der Märchler

Boden. Der war – und ist – schwer, mit hohem Grundwasserspiegel und vielen Niederschlägen gesegnet. Damit ist er für den Kartoffelanbau nicht wirklich geeignet, und für Weizen schon gar nicht.

Der Mais indes, den Christoph Columbus im Jahr 1493 aus Amerika nach Europa gebracht hatte und der bei den Mayas und Azteken als das »Korn der Sonne« bezeichnet wurde, gedieh hier gut. Wenn auch nicht in solch grossen Mengen, dass er es zu einer Art Schweizer Nationalgericht gebracht hätte, wie etwa das »z`Morgen-Rösti« vergangener Tage, dessen Hauptbestandteil die allerorten angebauten Kartoffeln waren.

Doch was ein echter Schwyzer ist, den interessiert nicht, was »alle« tun. Der hat seinen eigenen Kopf und verfolgt seine eigenen Interessen. Dazu gehörte in diesem Fall, dass der Mais aus der March Christian Bruhins Aufmerksamkeit erregt hatte. Er ging der Sache nach – und erfuhr von älteren Märchlern, dass dieser Mais ganz anders schmeckte als derjenige, den es heute zu kaufen gibt.

Das interessierte ihn nun richtig.

Schliesslich fand er in der Genbank DSP Delley, die sich damals in der Forschungsanstalt in Zürich Reckenholz befand, bei minus 38 Grad gekühlte Maiskörner. Insgesamt 60 Körner bekam er aus den Jahren 1959, 1963, 1964, 1980 und 1985 – und pflanzte sie in den Märchler Boden. Drei Jahre lang suchte er aus den daraus erwachsenen

 MEHR ZUM
LINTHMAIS UNTER:

www.linthmais.ch



Pflanzen die bestgewachsenen Kolben aus, und pflanzte deren Samen immer wieder ein, bis er genug hatte, eine kleine Auswahl an Maiskörnern zum Mahlen zu bringen und zum ersten Mal die Früchte des Corns zu kosten.

Das Ergebnis: Er war von den Socken darüber, wie köstlich dieser neue Mais aus den alten Samen schmeckte. Ihm wurde klar, dass er nicht nur eine alte regionale Kulturpflanze wiederbelebt hatte. Es war ihm auch noch eine Köstlichkeit gelungen.

Inzwischen bauen rund ein Dutzend Bauern Linthmais auf mehreren Hektar an, die Auferweckung der alten Sorte ist also mehr als gelungen. Ja, es ist ein exzellentes Beispiel dafür, wie die Menschheit den neuen Gefahren durch den Agro-Konzern Monsanto begegnen kann. Und muss!

Widerstand ist Pflicht

Dieser gigantische Saatgut-»Hersteller« züchtet seit Jahren im gentechnisch industriellen Stil Pflanzen, die keine Samen mehr produzieren. Natürlich gibt er nicht zu, dass es sein Ziel ist, seine Kunden – meist Bauern in Entwicklungsländern – dadurch von sich abhängig zu machen,

so dass sie jedes Jahr neue Samen bei ihm kaufen müssen. Nein, die Vertreter dieses mehr als fragwürdigen Geschäftes erzählen – und möglicherweise stimmt es sogar –, dass ihre Pflanzen genetisch so behandelt würden, dass sie gegen bestimmte Schädlinge immun seien. Nur: DAS ist Bruhins Linthmais auch! Und zwar auf natürlichem Wege. Stammt er doch aus Samen, der zu seiner Zeit noch resistent gegen vielerlei Umweltbelastungen war.

Dass es also diesen Linthmais gibt, könnte man als natürliche Gesundheits- und Widerstandsmassnahme sehen, die es in Zukunft in anderen Bereichen nachzuahmen gilt.

Es ist übrigens in diesem Zusammenhang beruhigend zu wissen, dass unabhängige, staatliche

L I N T H
M



I S

Widerstand
ist Pflicht



40 g Butter
2 Rosmarinzwige, fein gehackt

Butter mit Rosmarinnadeln erhitzen
und beiseite stellen

1 l Gemüsebouillon
1-2 Lorbeerblätter
Muskatnuss, gerieben
Pfeffer aus der Mühle
250g Bramatamais aus dem Linthtal

Bouillon mit den Gewürzen aufkochen und den Mais einrieseln lassen, unter Rühren aufkochen und bei 120 Grad für 30 Minuten in den Backofen schieben

100 g Rosinen
100 g Dörraprikosen

zugeben, gut rühren und nochmals
10 Minuten im Ofen weiterbacken

4 EL Sbrinz, gerieben

darunterrühren

Rosmarinbutter erneut heiss machen und unter kräftigem Rühren untermischen, fertig abschmecken mit Salz und Pfeffer. En Guete!

HEXENPOLENTA IM OFEN GEBACKEN

Für 6 Personen als Beilage oder für
4 Personen als Hauptgang

VARIANTE:

Statt Sbrinz 100 Gramm
Mascarpone-Gorgonzolakäse
untermischen.

© www.privatkochschule.ch

Stellen den Sinn und Nutzen von Saatgutbanken längst erkannt haben. So gibt es in der Schweiz die staatliche Genbank der Forschungsanstalt "Agroscope Changins-Wädenswil ACW", die Samen von Schweizer Gemüsepflanzen, Reben, Obst und Ackerpflanzen aufbewahrt.

Es gibt sogar eine internationale Saatgutbank mit dem Namen "globalt sikkerhetshvelv for frø på Svalbard". Kenner der norwegischen Sprache wissen, dass das "weltweiter Saatgut-Tresor auf der Insel Spitzbergen" heisst. Errichtet aus Mitteln der Bill- und Melinda-Gates-Stiftung und der Rockefeller Foundation. Dort lagern

die dem "Saatgut-Tresor" anvertrauten Samen unterschiedlichster Pflanzen aus aller Welt im Permafrostboden Norwegens. Es gibt sogar einen Aktionsplan, in dem sich viele Länder *verpflichtet* haben, Saatgut alter Pflanzen zu liefern, damit sie dort überdauern – für künftige Generationen.

Archiviert werden sie also. Nur müssen sie dann eines Tages wieder gepflanzt werden. So wie es Christian Bruhin bereits getan hat.

Wohlschmeckende Erzeugnisse

Nun ist es aber von ihm und den 13 Bauern nicht gedacht gewesen, den köstlichen Linthmais allein zu essen, sondern die so gewonnenen Früchte der Erde auch zu verkaufen. Ein Projekt, das kein 'Müssen' ist, sondern ein 'Können'. Kulinarisch gesehen. Denn Bruhin verkauft den Mais in unterschiedlichen Formen.

So gibt es einmal das traditionelle, aber andernorts nicht mehr zu findende Ribelimehl, aus dem die kundige Köchin die "Ribeli" fertigt, die in

der Innerschweiz als "Polenta Brösel" bekannt sind.

Ebenso schonend gemahlen wie das Ribelimehl werden die Linthmais-Körner für die gröbere Qualität »Bramata«. Allerdings werden zuvor auf mechanische Weise dem Maiskorn die Keimlinge entzogen, da die sehr viel Fette enthalten, die – bei langer Lagerung – das "Bramata" ranzig werden lassen könnten.

Ebendiese entkeimten Körner wollte vor zehn Jahren Alois Gmür von der Einsiedler Brauerei Rosengarten haben, um eines seiner regionenspezifischen Biere zu brauen. Mit dem Erfolg seines Maisgoldes und der alljährlichen Abnahme von vielen Tonnen Linthmais sicherte er die ökonomische Basis, durch die Bruhin sich der Weiterentwicklung seiner Produkte widmen konnte.

Zum Beispiel der Kräuterpolenta mit Knoblauch, Petersilie und Schnittlauch aus der Gewürzmühle in Näfels. Sie ist in ein Baumwollsäckchen eingenäht und muss nur samt Säckchen in heisses Wasser gegeben werden, in dem sie ohne gerührt zu werden quillt und kocht, so dass sie anschliessend – aus dem Säckchen befreit – serviert werden kann.

Oder der Kooperation mit der Lachner Firma IMEX, die Bruhins Polenta in vielen Varianten mit getrockneten Gemüsen, Pilzen oder Tomaten anbietet.

Und schliesslich ist da noch seine raffinierte »Polenta Grotto«. Dazu O-Ton Bruhin: »Wenn Sie in einem Tessiner Grotto Polenta essen, dann schmeckt die immer viel besser als daheim. Klar, man ist in einer schönen Umgebung in den Ferien und hat gute Stimmung. Aber: Jedes Tessiner Grotto hat ein anderes Rezept, nach dem es seine Polenta macht. Bei vielen ist das Geheimnis, dass sie unterschiedlich gemahlene Polenta verwenden. Das haben wir für unsere 'Polenta Grotto' umgesetzt und haben deshalb drei verschiedene Mahlgrade in eine Tüte gegeben: Bramata

entkeimt, Maisgriess mittel – ebenfalls entkeimt – und Ribelimehl aus nicht-entkeimten Körnern. Das wird beim Kochen vermischt und ergibt eine richtige Ferien-Polenta«, sagt Bruhin und lacht.



Dann greift er ins Regal hinter sich und holt eine Flasche "Liwynthsky" hervor. Das ist kein gälischer Name, sondern eine Synthese aus "Linth" und "Whisky". Denn darum handelt es sich – um einen Whisky aus Maismaische. Der wurde von der Schaubrennerei Zraggen in Lauerz gebrannt, sodann in einem alten Sherryfass, das in Bruhins Mühle aus dem Jahre 1562 steht, für acht lange Jahre gelagert und in Flaschen abgefüllt.

»Das«, so Bruhin verschmitzt, »ist die vollendetste Form von Mais – für den Vater nach einem langen Arbeitstag auf dem Felde.« Wobei nicht verschwiegen werden soll, dass ihn auch Mitglieder der Stadtbevölkerung gerne zu sich nehmen.

Und weil das Y Mag mit einer der höchsten Auszeichnungen in Gold ausgezeichnet wurde (*siehe Y MAG 19*), freuen wir uns, einen »frère d'excellence« in Christian Bruhin zu sehen, dessen Linthmais im "Schweizerischen Wettbewerb der Regionalprodukte" den "Prix d'excellence" als bestes Regionalprodukt der Schweiz für hervorragende Qualität erhalten hat.

Vor seinem Pioniergeist, ein als verschüttet geglaubtes Lebensmittel auszugraben, seiner Ausdauer, es wieder zu kultivieren, und seinem Qualitätssinn, es zu verfeinern, ziehen wir tief den Hut – und wünschen allen seinen Kunden »Bon Appétit!« 🍷

An aerial photograph of a lake, mirrored vertically to create a symmetrical, kaleidoscopic effect. The water is a deep blue, and the surrounding land is lush green with trees and some buildings. The text is overlaid in the center of the image.

DER
ALTENDÖRFLE
AN SICH!

DIE ACHTE FOLGE ÜBER DIE
VIELFALT DER SCHWYZER

von Albert Steinegger
(aufgezeichnet von
Andreas Lukoschik)

Der Altendörfler an sich betrachtet das Wappen seines Ortes mit Wohlwollen. Fühlt er sich doch von ihm nicht nur aus historischer Sicht bestens repräsentiert, sondern auch aus tiefstem Herzen. Das ist kein Wunder, denn das Wappen ziert eine Rose. Und die ist seit altersher das Synonym für Liebe und Glück.

Gut, Glück hatte er nicht immer in seiner Geschichte. Der Altendörfler galt viele Jahrhunderte nicht nur als »mausarm«, er war es tatsächlich. Deshalb hat es sich bei ihm in den Genen festgesetzt, fleissig zu sein, um für sich und die Seinen zu sorgen. Meist musste er zum Broterwerb seine Heimat verlassen. Das schmerzte

ihn. Selbst wenn es nur vorübergehend war, weil er eine Arbeit in einem Nachbarort gefunden hatte oder gar am anderen Ende des Sees in Zürich.

Das heisst nicht, dass er ein heimwehgeplagtes Lämmlein gewesen sei. Ganz und gar nicht. In früheren Zeiten war es während der Fasnacht oder der Chilbi nicht ungefährlich, zu vorgerückter Stunde eine grosse Lippe in seiner Gegenwart zu riskieren. Tat es dennoch jemand – zum Beispiel ein Lachner, dem er sich immer ein wenig unterlegen fühlte, – so liess der Altendörfler flugs die Fäuste sprechen. Und da viele derer von Altendorf auf dem Feld arbeiteten, verfügten sie auch über den nötigen »Bumms« in ihren Oberarmen, damit ein gelandeter Hieb beim Getroffenen für nachhaltige Erinnerung sorgte.

So lernten voreilige Fremde rasch einen wichtigen Satz: Unterschätze einen Altendörfler *niemals!* Denn er ist immer standhaft, mit Sicherheit wehrhaft und manchmal sogar streitbar. Ein Ruf, der nicht unbedingt schlecht ist, wie der Altendörfler fand. Sorgte er doch dafür, dass die anderen ihre Worte mit Bedacht wählten und ihn ernst nahmen.

Eine Haltung, die man auch der Rose gegenüber an den Tag legt. Denn bekanntlich hat diese herrliche Blume nicht nur wunderbare Blüten und einen verführerischen Duft, sondern auch Dornen. Deshalb pflückt man sie nicht so einfach wie ein Gänsblümchen.

Dasselbe gilt für den Altendörfler.

Die Bewohnerinnen und Bewohner des Kantons Schwyz fühlen sich stärker an ihre Gemeinde und ihre Region gebunden als an den Kanton. Sie sehen sich an erster Stelle als Steiner, Muotataler, Einsiedler, Wollerauer, Wägitaler, Höfner, Küssnacher, Gersauer und so weiter. Heute widmen wir uns dem „Altendörfler“.

Grosszügigkeit im Kopf

Der Respekt, der ihm entgegengebracht wurde, war und ist dem Altendörfler nicht ganz unrecht, denn dadurch kann er eine andere seiner Eigenschaften ausleben, auf die er niemals verzichten möchte – seine Grosszügigkeit. Denn in seinem Kopf herrscht nicht die Enge eines Tales, sondern eine ganz besondere Mischung. Sie setzt sich zusammen aus dem Überblick, den ihm der erhöhte Standpunkt eines Hügels in der grünen Lunge seiner Heimatgemeinde verleiht, und der Weite der Altendorfer Ebene, die sich zum südlichen Ufer des Zürichsees erstreckt.

Diese – auch geografisch bedeutsame – Weite hat dafür gesorgt, dass seit frühesten Tagen beständig fremde Fahrensmänner durch Altendorf zogen. Ihnen begegnete er stets mit Interesse, woraus sich eine Haltung in seinem Herzen bildete, die man in der weisen Einsicht zusammenfassen kann: »Jeder Narr ist anders«.

Die Folge dieser auch sich selbst nicht so wahnsinnig wichtig nehmenden Weltsicht ist die erwähnte Grosszügigkeit Neuem gegenüber. Denn während sich das Neue in anderen Regionen des Kantons manchmal auf einen beschwerlichen Weg zur Anerkennung einstellen muss, wird es beim Altendörfler schneller willkommen geheissen.

Obwohl er so mit seinen Entscheidungen »leicht fertig« wird, ist er keineswegs »leichtfertig«. Das ginge auch gar nicht, weil er sich sein täglich Brot zu lange und zu hart erarbeiten musste. Nein, den »Rappen« lässt er nicht unüberlegt aus dem Stall – vom Franken ganz zu schweigen. Aber der Altendörfler weiss auch, dass das Leben nicht ewig währt und man es sich deshalb zu Lebzeiten in schöner Regelmässigkeit auch ein bisschen nett machen soll.

Deswegen feiert er seit dem Jahr 1972, als sein Altendorf den 1000. Geburtstag beging, alle zehn Jahre den nächsten Altendorfer Geburtstag mit seinesgleichen durchaus ausgiebig und ausschweifend. Wohlwissend, dass er den 2000. Geburtstag nicht erleben wird. Aber das braucht er auch gar nicht, weil er ja alle zehn Jahre ein bisschen nach- und ein bisschen vorfeiert. Überhaupt gönnt sich der Altendörfler gern etwas. Nicht auf Kosten anderer, sondern weil er das Leben liebt.

So hat er für sich und die im Dorfleben sehr virulenten Vereine ein besonderes Haus gebaut – den Dorfgaden. Den hat der Altendörfler – zusammen mit den Mitgliedern vieler Vereine – im Frondienst selbst erbaut. So hat der Gaden jetzt eine Werkstatt in der Basis, einen Anbau für die Versorgung und einen urchigen Versammlungsraum samt Bühne im oberen Stock. Und all das nicht in futuristischer Architektur, sondern in der äusseren Hülle einer ehemaligen Scheune.

Daneben hat er sich für die Sommerzeit eine der schönsten Badeanstalten am Zürichsee eingerichtet, die er und seine Kinder gratis besuchen können, weil die »Badi« von niemandem Eintritt verlangt.

Und weil das Vereinsleben immer weitere Kreise zieht, hat er 1999 eine grosszügige Mehrzweckhalle seiner Bestimmung übergeben.

Der Weitsichtige

Für Aussenstehende ist etwas bemerkenswert, was für den Altendörfler eigentlich ganz logisch ist, nämlich dass er bei seinen Projekten durchaus bereit ist, weiter zu denken als andere.

So entschied sich der Rat aller Altendörfler dafür, nach der Jahrtausendwende die Autobahn A 3 mit einem knapp 600 Meter langen rechteckigen Tagbautunnel zu überdecken. Erstens verschwinden die Autos darin geräuschmindernd und zweitens – was viel wichtiger war – konnten so die beiden Dorfhälften, die durch diese Strasse getrennt waren, wieder vereint werden.

Während also die Nachbarn im Grossen Kanton ihre Wiedervereinigung erreichten, indem sie eine Mauer einrissen, baute der Altendörfler einen Tunnel für die Wiedervereinigung. Das schuf nicht nur Platz für Sportanlagen und Wohnraum, sondern war deutlich kostengünstiger als das, was die Nachbarn im Norden dafür zahlen mussten.

Für derart sinnvolle Argumente, die sein Altendorf schöner und komfortabler machen, nimmt der Altendörfler sogar richtig Geld in die Hand. Und bereut es nicht. Denn der Altendörfler denkt erst – und handelt dann.

Dass er bei beidem so erfolgreich ist, hat etwas mit den schon erwähnten Vereinen zu tun. Die sind nämlich sowohl Skelett als auch Herz des Altendörflers – wenn solch ein biologischer Vergleich gestattet ist – und der Hort für kurze Kommunikationswege.

Vereint leben!

Altendorf war seit 972 immer so angelegt, wie auch Rosen wachsen. Hier eine und dort eine. Bei Häusern nennt man ein derart wildwachsendes Rosenfeld eine »Streusiedlung ohne festen Ortskern«. Und das war Altendorf.

Deshalb war der Altendörfler an sich einerseits ein Individualist (*jeder lebte auf eigenem Grund und Boden*), andererseits aber auch ein Zeitgenosse, der das Zusammensein mit den anderen Individualisten schätzte. Also musste er sich mit ihnen treffen. So etwas wird in anderen Ortschaften im Wirtshaus erledigt. Aber das entspricht nicht dem Altendörfler an sich. Einfach nur so rumsitzen, übelriechenden Tabak vom festen in den gasförmigen Zustand zu überführen und dabei Lästerliches über andere zum Besten zu geben. Das ist nicht sein Ding.

Nein, er muss bei Zusammenkünften etwas Sinnvolles tun. Herrliche Klänge seiner Kehle entringen, um so mit Gleichgesinnten dem Jodelklub neue Töne beizubringen etwa. Oder beim Unihockey im Club der »Red Devils« mit knackiger Härte die früher allseitig gepflegte Rauflust in zivilisierte und gesellschaftlich akzeptierte Bahnen lenken. Oder mit der »Freiwilligen Feuerwehr« den ehemaligen Oberbefehlshaber einer römischen Feuerlöschinheit und später als Hl. Florian bekannten Schutzpatron bei seiner Arbeit unterstützen, Altendorfer Immobilien vor all zu viel Wärme zu bewahren.

Nach derart sinnvollem und konstruktivem Tun für Körper, Geist und Immobilien kommt

auch die Kehle des Altendörflers zu ihrem Recht und wird genüsslich benetzt. Dass sich dabei das eine oder andere Gespräch entwickelt, nimmt der Altendörfler nicht nur billigend in Kauf, sondern nutzt es geschickt. Für eine Kommunikation auf kurzem Wege. Dabei ist er nie listig oder hinterfotzig, wie das bauernschlaue Zeitgenossen gern unterstellt wird. Nein, der Altendörfler kämpft immer mit offenem Visier.

Aber das muss er mit seinesgleichen gar nicht, weil er sich mit seinen Vereinskollegen bestens versteht. Deswegen war, ist und bleibt das vereinte Leben ihm wichtig.



Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose

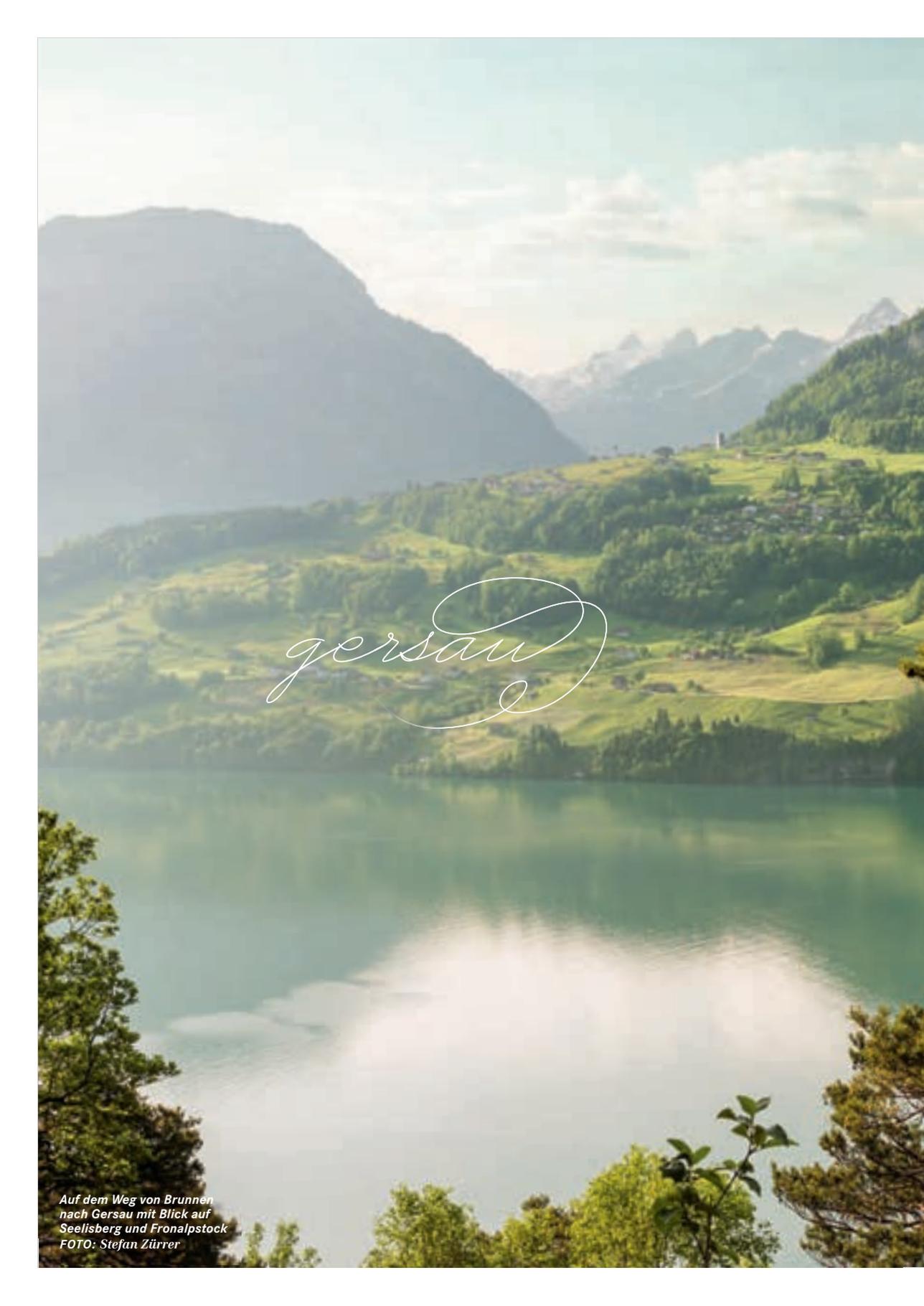
Und noch etwas zeigt sich im Altendorfer Wappen, was den Altendörfler an sich ausmacht: Seine Rose besteht nicht wie bei anderen Wappen nur aus der roten Rosenblüte, sondern hat auch einen Stiel. Und der zeigt nach unten – zu den Wurzeln. Ohne Wurzeln bleibt kein Baum stehen, reckt keine Pflanze ihre Blüten zum Himmel und gedeiht auch keine Gemeinschaft wirklich. Für den Altendörfler stellen deshalb seine Vereine genau diese Wurzeln dar, aus denen er den Halt im Leben findet, aus denen er wächst und aus denen die Gemeinschaft lebt.

Und was sagt der Altendörfler an sich dazu?

Genau: »Zämä ha, prost!« 🍷

Zum Autor:

Albert Steinegger, wurde 1961 in Altendorf geboren, wuchs dort auf und war von 1990 bis 2010 Gemeindepräsident von Altendorf. Seit 2011 ist er Gemeindeschreiber von Freienbach – und natürlich immer noch Altendörfler mit Leib und Seele.



gersau

*Auf dem Weg von Brunnen
nach Gersau mit Blick auf
Seelisberg und Fronalpstock
FOTO: Stefan Zürcher*



»DIE GERSAUER ALP«

64

gersau

67

GERSAU IST NICHT NUR KLEIN
UND »OH!«, ES HATTE SOGAR
EINMAL »ÜBERSEEISCHE
PROVINZEN«

von Andreas Lukoschik

Der Begriff »überseeisch« sagt – ganz wörtlich genommen –, dass etwas »über einen trennenden See hinaus« gemeint ist.

Meist sind damit die Kolonien des vergangenen »British Empire« gemeint. Aber auch Gersau hatte »überseeische Provinzen«. Na ja, vielleicht eher »überseeische Alpen« oder noch richtiger *eine* »überseeische Alp«. Und mit See ist nicht »die« See schlechthin gemeint, sondern ein ganz bestimmter – nämlich derjenige, der die vier Waldstätte verbindet. In einer dieser Urzellen der Eidgenossenschaft lag Gersaus überseeisches Latifundium: Die »Planggenalp« ob Engelberg im schönen Halbkanton Obwalden.

Wie man zu diesem ehemals exterritorialen Grund und Boden von Gersau gelangt, wird im Kasten beschrieben. Wie lange die Gersauer diese ferne Alp für sich behielten, ist nicht überliefert, wohl aber, dass sie sie eines Tages verkauften. Es gab damals noch keine grundbuchrechtlichen Vorschriften und genau vermessene Grenzsteine, aber im konkreten Alltagswissen der Äpler war allen klar, welchen Umfang eine Alp mit Weide und Wald hatte.



Verkauft wurde diese Alp im Jahr 1345. In einer Zeit, als in der Eidgenossenschaft einiges los war. Hier einige Daten zur Erinnerung:

– **15. November 1315**

Schlacht am Morgarten;

– **7. November 1332**

Luzern wird ins Bündnis der drei Orte Schwyz, Uri und Unterwalden aufgenommen;

– **31. August 1359**

wird urkundlich erwähnt, dass ab sofort auch Gersau diesem Bund angehört, dessen Mitglieder sich gegenseitig geschworen hatten »mit Leib und Gut« einander beizustehen;

– **9. Juli 1386**

Schlacht bei Sempach;

– **4. Juni 1390** kauft sich Gersau

aus der Pfandschaft der Erben des in der Schlacht von Sempach gefallenen Vogtes Heinrich von Moos los. Gersau wurde dadurch ein unverpfändbares, selbstständiges Land – ein Freistaat.

Im ersten Drittel dieser Zeitspanne – 1345 – sortierte sich Gersau neu, arrondierte seine Besitztümer – und verkaufte – ehe es der Eidgenossenschaft beitrug – die von Gersau abgelegene »Planggenalp« an den Abt und den Konvent des Klosters Engelberg.

Die Verkaufsurkunde ist formuliert wie alle modernen

Verträge auch und listet den genauen Kaufgegenstand, die damit verbundenen Rechte und Pflichten, den Käufer und die Verkäufer auf.

Verkäufer waren übrigens 26 Gersauer, die dafür einen Kaufpreis von 100 Pfund Pfennige nach Luzerner Währung erhielten. Ein Wert, der damals vergleichbar mit dem Preis von acht bis sechzehn Pferden war.

Diese 26 Gersauer kann man beim erwähnten Alpverkauf als eine Art Alpengenossenschaft ansehen, obwohl es sie erst später um Engelberg herum gegeben hat. Möglicherweise dienten die Gersauer bei diesem Geschäft den Engelbergern als eine Art Modell? Aber das ist Spekulation. Die Verkaufsurkunde hingegen nicht. Sie liegt einsehbar im Kloster Engelberg.

Und warum ist dieser Artikel mit »Gersauer Alp« überschrieben, obwohl das Ganze doch so lange zurückliegt und heute »Planggenalp« heisst?

Weil sie bei alten Äplern im Obhag heute immer noch »Gersauer Alp« heisst! Sagt zumindest Albert Müller. Aber der ist Ehrenbürger von Gersau, feinst informierter Historiker der Gersauer Geschichte und derjenige, der dem Berichterstatter diese Geschichte erzählt hat.

Ausserdem geht er jedes Jahr mindestens zweimal auf die »Gersauer Alp«, um dort nach dem Rechten zu schauen. Natürlich zu Fuss. Deshalb ist die präzise Wegbeschreibung im Kasten »sein« Weg hinauf – zwar fern des Kantons, aber historisch auf Gersauer Boden. 📍

»Wohlergehen« kommt von »gehen«

nur die »Wohlfahrt« kommt von »fahren«.

Deshalb hier Albert
Müllers Vorschlag
für eine kleine
Mai-Wanderung:

»Mit der Luzern-Stans-Engelberg Bahn (LSE) fahren wir zum Klosterdorf, dem Ausgangspunkt unserer Wanderung. Vom Bahnhof wandern wir am Kloster vorbei zur Station der neuen Luftseilbahn Engelberg-Brunni. Mit der Panorama-Luftseilbahn lassen wir uns über die Klostermatte hinauf zum Ristis (1606 Meter) fahren.

Nach der Bergstation Ristis biegen wir rechts ab und orientieren uns bei der Standorttafel: Rigidal 30' – Planggenstafel 1°10' – Rugghubelhütte SAC 2°10'. Wir wandern gemächlich zur Alpwirtschaft Rigidal (1745 Meter). Auf der Sonnenterrasse geniessen wir die herrliche Sicht auf den Rigidalstock (2593 Meter), auf den Ruchstock (2666 Meter) und den vierschrittigen Hahnen (2606 Meter), dem Wahrzeichen von Engelberg; auf der anderen Talseite glitzern die Schneefelder des Titlis (3239 Meter).

Nach der Alpwirtschaft stehen wir bei der Hinweistafel: Planggenstafel 40' – Rugghubel-hütte SAC 1°35' und wählen den Wanderweg mit der Markierung weiss-rot-weiss zum Planggen-stafel. Unser Wanderweg ist zugleich ein Heilkräuterweg, an dem wir bald links, bald rechts am Wegrand Pflanzen wahrnehmen, deren Namen auf Täfelchen geschrieben stehen: Alpen-Kreuzkraut, Rundblättriger Steinbrech, Wald-Schlüsselblume, Alpen-Aster, kriechendes Gipskraut und gross-blättrige Brunelle.

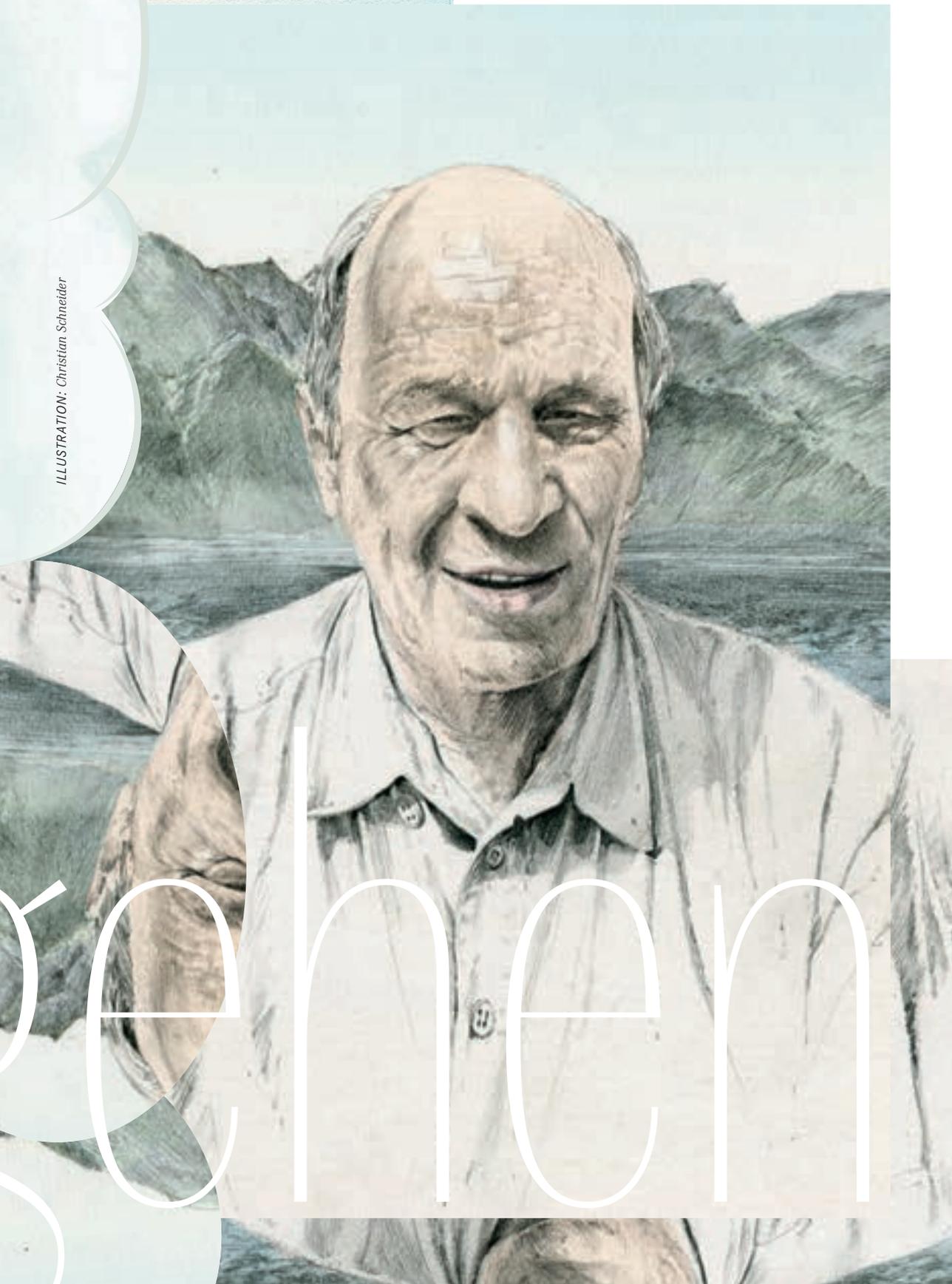
Grundeigentümer weiter Teile dieses Eidgenössischen Jagdbanngebietes sind die Alpgenossen Obhag, das Kloster Engelberg sowie verschiedene Private.

Nach kurzer Zeit gelangen wir zum 'Tüfelstein' (1964 Meter). Am gewaltigen Steinblock leuchtet der vom Stanser Künstler José de Nève gemalte rote Teufel. Die Sage erzählt von einer Äiplerin, die mit der Hand ein Kreuzzeichen auf den vom Teufel ins Rollen gebrachten Stein machte und diesen dadurch vor dem Hinunterrollen auf die im 'End der Welt' gelegene Kapelle im Horbis bannen konnte.

Wir haben inzwischen den Planggenstafel (1982 Meter) bei der Abzweigung hinauf zur Rugghubelhütte erreicht. Im Hintergrund, am Fuss des Planggenrates, befinden sich die Hütten und Weiden der Planggenalp, der ehemaligen 'Gersauer Alp'! Hier weiden Kühe, Rinder und Ziegen; ein Bächlein durchfließt die von Blaken durchsetzte Grasmulde. Wir sind am Ziel unsrer Wanderung angelangt.«

Aus: Heft 102 der Mitteilungen des
Historischen Vereins des Kantons
Schwyz von 2010

ILLUSTRATION: Christian Schneider



e n e r

einsiedeln





Das Hochmoor
Schwantenau
FOTO: Stefun Zürrer

DER PIONIER

74

einsiedeln 

77

ROMAN BRASCHLER BAUT
DAS ERSTE ELEKTRO-MOTORRAD
»HANDMADE IN SCHWYZERLAND« –
FÜR DIE GANZE SCHWEIZ UND DIE WELT

von Andreas Lukoschik

Niemand hat ihm an der Wiege gesungen, dass er eines Tages einen ganz privaten Traum auf die Strasse bringen würde. Nein, dass es so gekommen ist, ist das Ergebnis eines gelebten Lebens. Und das, obwohl er erst 29 Jahre alt ist! Das Rezept war so einfach wie überzeugend: Er hat immer das getan, was ihn interessiert hat – und auf diese Weise ganz automatisch den nächsten Schritt in seiner Entwicklung getan. Nicht, dass er das immer klar gewusst hätte. Keineswegs. Aber er hat immer gespürt, wenn ihn etwas Neues weiterbringen würde. Und lag damit bislang stets richtig.

Angefangen hat er mit einer Lehre als Poly-Mechaniker bei der Südostbahn.

»Ich weiss, darüber lächeln einige«, sagt er ruhig. »Aber da habe ich vieles im Umgang mit Elektrischem und Elektronischem gelernt, was ich jetzt für die Steuerung und Programmierung der 1080 einzelnen Stromzellen bei meinen Motorrädern brauche. Die sind alle zusammen das, was wir 'die' Batterie nennen. Jede Zelle muss nämlich einzeln angesteuert werden, um ihren gespeicherten Strom an den Antrieb abzugeben. Und alle zusammen müssen gleich belastet werden.

Das hört sich banal an, ist es aber nicht. Es gibt elektrische Motorroller, deren Entwickler auf diese Steuerung nicht viel Hirn verwendet haben, weshalb deren Batteriezellen ungleichmässig entladen werden. Diejenigen aber, die stärker entladen werden, fallen nach einiger Zeit aus – und damit lässt die gesamte Stromleistung nach. Unsere Batteriezellen dagegen, die übrigens die gleichen sind wie beim Tesla, werden so angesteuert, dass sie ihre Leistung halten können.«

Schon bei diesem Detail ist zu spüren, dass hier einer nicht nur den Ehrgeiz hat, die Materie zu durchdringen, an der er arbeitet – sondern, dass er es auch tatsächlich schafft, stetig sich selbst optimierende Entwicklungsarbeit zu leisten. Das ist Schweizer Handwerksethos vom Feinsten.





UND MEHR ZU DEN
BEIDEN DESIGNERN
FINDEN SIE HIER:
Über Jonas di Lorenzo:
www.jonasdilorenzo.ch

MEHR ZU ROMAN
BRASCHLER FINDEN
SIE HIER:
www.brasch-design.ch

und über James Kälin:
www.hpk-architekten.ch

A la carbonara

Vor seiner Zeit bei der Südostbahn hat er übrigens Carbon-Rollbretter gebaut – mit 14 Jahren!

Nach der Südostbahn ging er in den Werkzeugbau und lernte, wie man Umformwerkzeuge baut. Das sind die Negativformen, in die er heute Schicht für Schicht Carbonmatten legt, die unter Vakuum mit Harz getränkt werden. So entstehen die hochbelastbaren und zugleich leichten Formteile für seine Motorräder. Die werden dann geschliffen und farbig gespritzt.

Als Nächstes lernte er in grossen Unternehmen das Fräsen an rechnergestützten Drehmaschinen (CNC) und das Zeichnen von Werkzeugteilen an Computern (CAD), wo er erfahrenen Ingenieuren über die Schulter schauen konnte. »Da habe ich gesehen, mit welchen Toleranzen sie bei einzelnen Werkstücken arbeiteten. Das hat sich alles bei mir abgespeichert – was ich jetzt wieder abrufen kann.«

Ein herrliches Beispiel dafür, dass man nicht für die Schule lernt, sondern fürs Leben – wenn es einen so richtig interessiert!

Roman Braschler hat vieles interessiert. Auch der wirtschaftliche Aspekt seines Tuns. Denn im nächsten Schritt machte er sich selbständig und baute erst einmal Möbel aus Carbonfasern. Alles Einzelanfertigungen, bei denen er dem Thema »Design« näherkam.

Vom Flugzeug auf die Strasse

Dabei ereilte ihn ein Auftrag, der ihn elektrisierte. Denn »ich durfte beim Bau eines Flugzeugs helfen«, beschreibt er die Arbeit in gewohnt zurückhaltender Weise. »Dessen halbdefektes Baumuster – eine Junkers

F 13 – stammte aus dem Jahre 1919. Als Arbeitsgrundlage lagen nur entsprechend alte Baupläne vor. Dieses Flugzeug, das damals das erste Ganzmetallflugzeug der zivilen Luftfahrt war – habe ich komplett als CAD-Datei gezeichnet, damit die Ingenieure die Lastberechnungen nachvollziehen konnten. Ausserdem wollten und sollten wir uns bei weiteren Berechnungen auf diese digitalen Dateien stützen können.

Für diese Arbeit hatte ich nur wenig Zeit, weshalb ich das CAD-Zeichnen, das ich erst in Anfängen kannte, so erlernen musste, dass ich in der vorgegeben kurzen Zeit damit fertig werden konnte. Das war eine echte Herausforderung!

Nach diesem Auftrag spürte ich, dass ich inzwischen über Fähigkeiten verfügte, meine Träume wahr werden zu lassen. Schon 2010 hatte ich nämlich den Traum, ein Motorrad mit Elektroantrieb zu bauen. Jetzt war es so weit, dass ich diesen Traum in Angriff nehmen konnte.«

Spätestens an dieser Stelle der Begegnung mit Roman Braschler ist klar, dass die Bezeichnung »Pionier« mehr als zutreffend ist. Denn Pioniere zeichnen sich nicht nur durch ein hohes Arbeitsethos aus, sondern auch durch Begeisterungsfähigkeit für Neues und den Mut, Grenzen kalkuliert und klug zu überschreiten.

Wenn ein solcher Pionier auch noch das Glück hat, eine Partnerin zu finden, die die Selbstaussbeutung im Dienste der Idee mitmacht, dann darf er sich einen glücklichen Pionier nennen. Dank seiner Karin ist Roman Braschler ein glücklicher Pionier.

Was es mit »Konzept1«, »Black Diamond« und »RP3« auf sich hat

Der Traum vom eigenen Elektro-Motorrad ging mit der »Konzept 1« los, in deren schwarzem Herzen sich der gesamte Antrieb verbirgt. Dessen Kraft wird via Zahnriemen auf die Hinterachse übertragen und beschleunigt, dass es ein Vergnügen ist. Doch war Braschler die »Konzept 1« letztlich zu klein, zu langsam und zu »wenig Motorrad«.

»Bei der Arbeit habe ich gesehen, dass ich zwar einiges kann – die Carbonformen herstellen, CAD Zeichnungen machen, die mechanische

Geometrie realisieren – aber natürlich *nicht alles*. Dennoch: Ich weiss, was ich will. Deshalb habe ich viele Experten befragt und sie um Hilfe gebeten. Keiner hat abgesagt. Jeder war mit Begeisterung bei der Sache, stand mit Rat und Tat zur Seite, und das, obwohl ich nicht mit grossen Scheinen winken kann. Das war und ist richtig toll – wenn man mit vielen Unternehmen hier im Kanton Schwyz so unkompliziert und effektiv zusammen arbeiten kann.«

So entstand seine nächste Motorrad-Generation, der er wegen der 'geschliffenen Form' den Namen 'Black Diamond' gab. Hier liegen die Aggregate kompakter, ist alles professioneller, gefälliger als bei der 'Konzept1' – und sie wurde vom Strassenverkehrsamt in Schwyz für den Verkehr zugelassen.

»Also konnten wir mit ihr auf regulären Strassen herumfahren. Sie ging als ganz normales Motorrad durch.«

Das spricht für die professionelle Fertigung der Braschler-Crew. Und die technischen Leistungen: Die Spitzengeschwindigkeit des 'Schwarzen Diamanten' liegt bei 100 kmh. Die Reichweite liegt bei moderater Fahrweise bei 140 km, bei verschärfter Fahrweise bei 90 km. Doch wer einmal mit elektrischem Antrieb unterwegs gewesen ist, der schätzt das Drehmoment gerade im unteren Bereich und liebt es, wenn das Gerät ohne Schaltverzögerung anzieht und herrlich kraftvoll bis zur Spitzengeschwindigkeit durchzieht.

»Die Leistung der 'Black Diamond', ergänzt Braschler, »entspricht einem Motorrad von 250 ccm, doch die Steuer liegt bei nur 125 ccm. Das macht 120 Franken Steuer im Jahr. So weit war also alles im Lot, doch hat mir an der 'Black Diamond' nicht gefallen«, gibt Roman Braschler selbstkritisch zu, »dass sie so unauffällig ist. Ich wollte und will ein Motorrad bauen, das speziell ist und auch die Blicke auf sich zieht.«

Designern gibt's der Herr im Schlaf?

Keineswegs! Das ist harte Arbeit und bedarf einiger Erfahrung. Deshalb suchte Braschler Hilfe bei zwei Designern aus Einsiedeln – dem vielversprechenden Jonas di Lorenzo und seinem Mentor James Kälin. Seitdem nimmt das Projekt

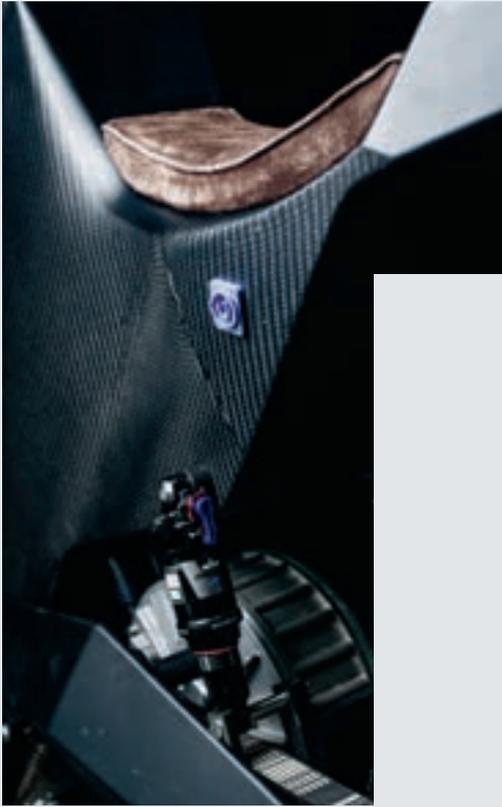
'RP3' Gestalt an, das sich sehen lassen kann. So wie ihr Name. Die Buchstaben stehen nämlich für 'Road Plane', also 'Strassenflieger', und die '3' für den dritten Proto-typen.

»Bei der 'RP3' haben wir Designanleihen beim Flugzeugbau gemacht«, erklärt Braschler. »Ausserdem hat die Berechnung des Carbonehäuses ein Ingenieur aus der Formel-1-Schmiede von Sauber übernommen. Das sieht man der Maschine auch an«, findet er. »Und dann haben wir beim Design darauf geachtet, dass es nichts Speichiges und Ritziges gibt, wo sich der Strassenstaub festsetzen kann. Denn die 'RP3' hat nicht nur die Form eines Dragsters und ist damit quasi das Gegenteil zum Cruisen einer Harley. Die 'RP3' soll auch in der Alltagstauglichkeit das Gegenteil der Harley sein. Also ein Motorrad, an dem man nicht ständig den Chromwienern und mit Q-tips in den entlegendsten Winkeln putzen muss. Ich will ein alltagstaugliches Gerät, dass man einfach mit dem Gartenschlauch abspritzt und fertig. Und dennoch soll die 'RP3' etwas Besonderes sein, weshalb wir natürlich auch jede Form der Mass-Anfertigung für unsere Kunden einplanen.«

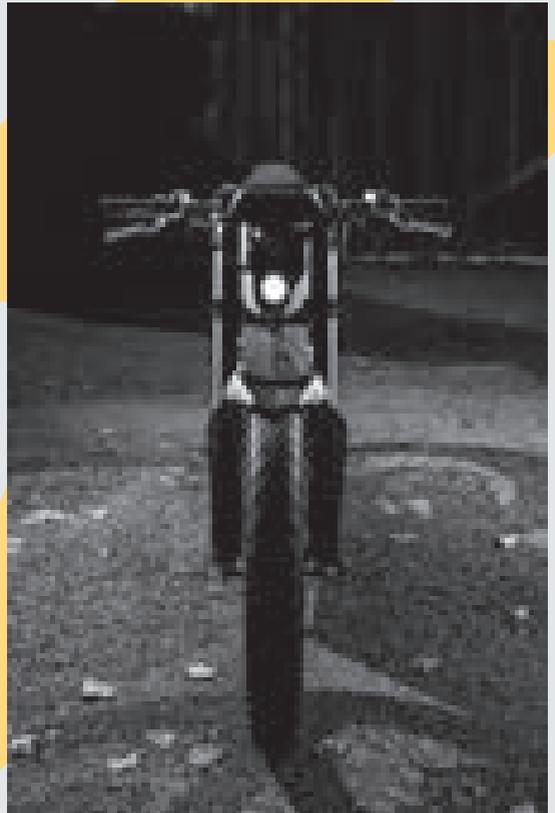
Als Standardversion ist übrigens der Preis von 25'000 Franken im Fokus. Für eine Einzelanfertigung, die nicht jeder hat, zwar kein Schnäppchen – aber eine vernünftige Grössenordnung.

Und so entwickelt Roman 'Wonder'-Braschler seine Herrenspielzeuge, die bereits erste Auszeichnungen nach sich ziehen. So hat ihm die 'Energienstadt Einsiedeln' für seine Arbeiten den Energieförderpreis 2016 verliehen. Womit der Beweis dafür angetreten worden ist, dass auch für das Berufsleben gilt: Geh wohin Dein Herz Dich trägt! Denn genau da ist man richtig gut! 🍀





**Black
Diamond
Δ**





Hier bekommen Sie das Y MAG – gratis –

A U S S E R S C H W Y Z

8840 EINSIEDELN

BENZINGER BUCHHANDLUNG
Klosterplatz

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78

EINSIEDELN TOURISMUS
Hauptstrasse 85

HOTEL ALLEGRO
Lincolnweg 23

HOTEL ST. JOSEPH
Klosterplatz

KAFFEEHAUS ZU DEN
DREIHERZEN
Hauptstrasse 66

KLEID DAMENMODE
Benzigerstrasse 4

KLOSTER EINSIEDELN
Klosterladen

RESTAURANT
ZUNFTHAUS BÄREN
Hauptstrasse 76

8844 EUTHAL

BÜRGI'S BUREHOF
Euthalerstrasse 29

8835 FEUSISBERG

HOTEL FIRST
Firststrasse 1

PANORAMA RESORT & SPA
Schönfelsstrasse

8640 HURDEN

RESTAURANT ADLER HURDEN
Hurdnerstrasse 143

8853 LACHEN

GUTENBERG DRUCK AG
Sagenriet 7

MEDIOTHEK LACHEN
Seestrasse 20

NOTARIAT MARCH
Bahnhofplatz 3

SPIEL- UND LÄSELADE
Kreuzplatz 6

8808 PFÄFFIKON

CONVISA AG
Eichenstrasse 2

FRÖHLICH ARCHITEKTUR AG
Schindellegistrasse 36

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstrasse 3

REGUS BUSINESS CENTER
SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3

RESTAURANT LUEGETEN
Etelzelstrasse 224

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstrasse 3

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstrasse 14

8862 SCHÜBELBACH

GEMEINDE SCHÜBELBACH
Grünhaldenstrasse 3

GASTHOF RÖSSLI SCHÜBELBACH
Kantonsstrasse 34

8854 SIEBNEN

REGIONALBIBLIOTHEK MARCH
Glärnerstrasse 7

8856 TUGGEN

PRAXIS DR. WYRSCH
Gässlistrasse 17

8832 WOLLERAU

GEMEINDE WOLLERAU
Hauptstrasse 15

MIT – MEYER INFORMATION
TECHNOLOGY AG
Rebbergstrasse 20

I N N E R S C H W Y Z

6440 BRUNNEN

BRUNNEN TOURISMUS
Bahnhofstrasse 15

GASTHAUS PLUSPUNKT
Rosengartenstrasse 23

HOTELS SCHMID UND ALFA
Axenstrasse 5

SEEHOTEL WALDSTÄTTERHOF
Waldstätterquai 6

SEEKLINIK BRUNNEN AG
Gersauerstrasse 8

SWISS KNIFE VALLEY AG
Bahnhofstrasse 3

6442 GERSAU

KULTURWERK.CH
Altes Rathaus

SCHULHAUS SUNNÄFANG
Schulhausplatz 10

6410 GOLDAU

PÄDAGOGISCHE
HOCHSCHULE SCHWYZ
Zaystrasse 42

TIERPARK GOLDAU
Parkstrasse 40

6438 IBACH

VICTORINOX AG
Schmiedgasse 57

6405 IMMENSEE

VERENA VANOLI
Hohle Gasse

6403 KÜSSNACHT

GOLFPLATZ KÜSSNACHT
Grossarni 4

KOST HOLZBAU
Alte Zugerstrasse 5

KÜSSNACHTER
DORFKÄSEREI
Grepperstrasse 57

THEATER DUO FISCHBACH
Kelmattstrasse 22

6443 MORSCHACH

SWISS HOLIDAY PARK
Axenfels

6436 MUOTATHAL

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm

RAIFFEISENBANK MUOTATHAL
Hauptstrasse 48

6452 RIEMENSTALDEN

RESTAURANT KAISERSTOCK
Dörfli 2

6430 SCHWYZ

AMT FÜR WIRTSCHAFT
Bahnhofstrasse 15

BSS ARCHITEKTEN AG
Palais Friedberg
Herrengasse 42

BUNDESBRIEFMUSEUM
Bahnhofstrasse 20

CONVISA AG
Herrengasse 14

FORUM SCHWEIZER
GESCHICHTE
Zeughausstrasse 5

GABRIELLE BATLOGG,
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof

GEMEINDE SCHWYZ
Herrengasse 17

HAUG CAFÉ
Postplatz 4

HOTEL WYSSES RÖSSLI
Hauptplatz 3

KANTONSBIBLIOTHEK
Rickenbachstrasse 24

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstrasse 28

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstrasse 13

MYTHENFORUM
Reichsstrasse 12

SCHWYZ TOURISMUS
Zeughausstrasse 10

6422 STEINEN

RESTAURANT ADELBODEN
Schlagstrasse

6433 STOOS

SEMINAR- UND
WELLNESSHOTEL STOOS
Ringstrasse 10

8842 UNTERIBERG

RESTAURANT RÖSSLIPOST
Schmalzgrubenstrasse 2

DARÜBER HINAUS

6003 LUZERN

ENGEL & VÖLKERS
LUZERN PROPERTIES AG
Pilatusstrasse 41

8706 MEILEN

ADVISE TREUHAND AG
Seestrasse 409

6354 VITZNAU

RIGI BAHNEN AG
Bahnhofstrasse 7

6318 WALCHWIL

RESTAURANT ZUGERSEE
LIDO
Artherstrasse 6

6353 WEGGIS

THERMOPLAN AG
Thermoplan-Platz 1

**SOWIE IN ALLEN
FILIALEN DER
SCHWYZER
KANTONALBANK**



Wir danken!



HAUPTSPONSOREN



**Mattig-Suter und
Partner Schwyz** Treuhand- und
Revisionsgesellschaft





HAUPTSPONSOREN CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH-HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz — **CO-SPONSOREN** ADVISE TREUHAND AG · Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | HEALTHTECH KÜSSNACHT IMMOBILIEN AG · Immobilienbauprojekt Fänn · Küssnacht am Rigi | LGT CAPITAL PARTNERS AG · your partner for alternative investments · Pfäffikon | MÖWA PLANUNG GMBH · Ing.-Büro für Haustechnik · Küssnacht am Rigi | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | RIGI BAHNEN AG · Vitznau | SBRINZ KÄSE GMBH · Sursee | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | THERMOPLAN · Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis |

An aerial photograph of a lush green field with numerous white flowers scattered throughout. The scene is captured from a high angle, showing the intricate patterns of the plants and the long, dark shadows cast by the trees or structures, creating a rhythmic, grid-like appearance across the landscape. The overall tone is bright and natural, with a focus on texture and color contrast.

*the
region
y*